

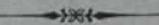


**Erzählungen**  
für Christenkinder  
von  
**Dr. C. G. Barth.**

**Die C-Feder.**

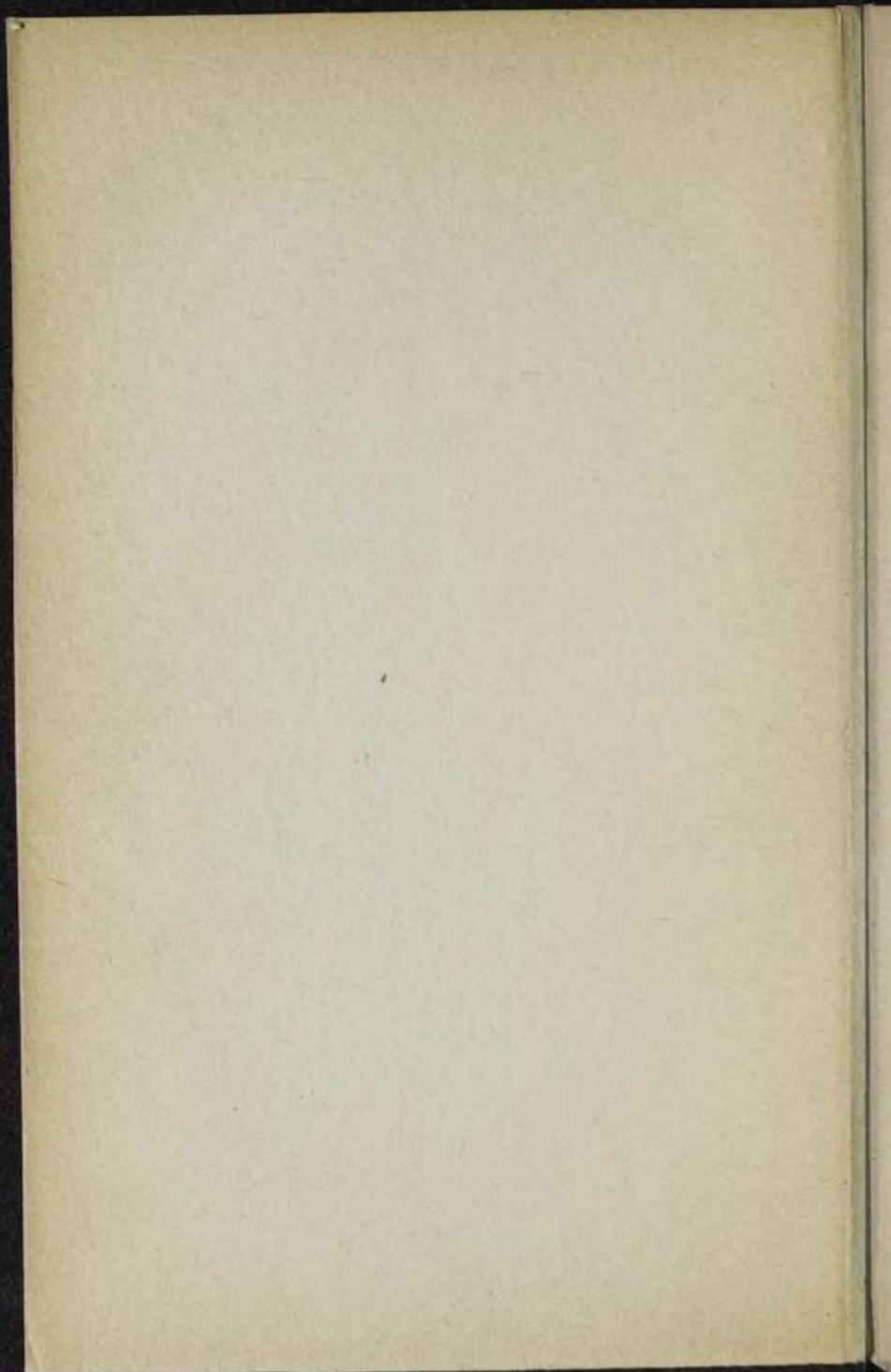
---

Dritte Auflage.



Stuttgart.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.



8708

# Die G-Feder.

---

Eine Erzählung für Christenkinder.

Von

Verfasser der ‚Rabenfeder.‘

(Dr. E. G. Barth.)

---

Dritte Auflage.

---

Stuttgart, 1871.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

THE HISTORY

OF THE

REIGN OF

CHARLES

THE SECOND

BY JOHN HANCOCK

## V o r r e d e.

---

Ihr könnet sie eigentlich selber machen, liebe Kinder, wann ihr dieses Büchlein gelesen habt. Denn ob's euch gefallen wird, weiß ich nicht, und befehlen kann ich's euch auch nicht, es soll euch gefallen, und euch darum zu bitten, wäre thöricht und unschicklich. Aber um etwas anderes darf ich euch bitten, daß ihr nämlich das Büchlein nicht bloß lesen, sondern auch beherzigen möget und etwas daraus lernen. Denn bloß für euer Vergnügen möchte ich nicht geschrieben haben. Die rechten Freuden sind die, von denen man auch nachher noch einen

Nutzen hat; und die rechten Büchlein sind die, welche jener Speise gleichen, die Elias genoß, und in deren Kraft er vierzig Tage lang fortgehen konnte. Von solcher Speise hoffe ich euch hiemit etwas darzureichen; denn es sind auf meinem Präsentirteller Früchte, die ich im Garten Gottes gebrochen habe, und ihr werdet's ihnen an der Süßigkeit und Würzhastigkeit bald anmerken, wenn euer Geschmack noch nicht verdorben ist. Lebet wohl und laßt euch die guten Früchte schmecken!

Herzlich grüßt euch euer wohlbekannter Freund,

der Verfasser.

## 1.

**W**isset ihr, was der Krieg ist? Nein, Gottlob! ihr seid dazu zu jung, um es aus Erfahrung zu wissen; ihr seid im Frieden geboren und im Frieden aufgewachsen. Freilich, unter meinen Basler Lesern ist wohl manches Kind, das sich kriegerischer Auftritte aus den Jahren 1830—33 erinnern kann; aber das war eine Ausnahme, und ich, der ich doch schon ein altes Kind bin, kann mich nicht besinnen, daß ich je eine Kanone oder eine Flinte hätte im Ernst abschießen hören. Feindliche Soldaten habe ich zwar viele gesehen, Franzosen und Oestreicher, Kosaken und Baschkiren; aber sie kamen zu uns immer als Freunde, so oft ich sie sah, und wollten nur zu essen haben. Einmal zeigte ich einigen französischen Soldaten, die sich sehr wunderten, von einem deutschen Knaben französische Auskunft zu bekommen, ihr Quartier, und als ich nach Hause kam, saßen bereits sechs

baumhohe Männer von der Kaiserlichen Garde an unserem Tische beim Mittagessen. Sie kamen gerade aus Spanien, und mein Vater unterhielt sich mit ihnen in französischer Sprache, wobei ich auch manchmal einen Brocken wegschnappte, nämlich nicht vom Essen, sondern vom Gespräch. Aber das gieng alles ganz friedlich zu, und die schrecklichen Scenen von Plünderung, Brand und Mord, Schlachtfeldern und Leichenhügeln kenne ich zum Glück nur aus Beschreibungen, und nehme damit vollkommen vorlieb, so wenig mich auch die bloße Beschreibung des Geschmacks der Ananas und Apfelsinen oder die Beschreibung eines schönen Musikstücks befriedigen kann.

Die Leute, deren Geschichte ich euch diesmal erzähle, wollen nicht haben, daß ich ihre Namen nenne, ich muß sie also unter andern Namen vorführen.

Am 14. Oktober 1806 stand auf dem Gutberge bei Herrnhut der Tuchfabrikant Nelson, und betrachtete die herrliche Aussicht nach dem Riesengebirge und den schönen Niederungen der Oberlausiz. Sein Wohnort war ein weimarisches Städtchen; er kam von Zittau und noch weiter her, hatte eine dringend nöthige Ge-

schäftsreise gemacht, und wollte die Zeit, bis er frische Pferde bekommen konnte, dazu anwenden, sein gedrücktes Gemüth durch einen Blick in die großartigen Naturscenen dieser Gegend aufzuheitern. Es gibt solche Leute, die sich ihren Trost am liebsten bei der Mutter Natur suchen. Andere aber, zu denen ich lieber gehören möchte, wenden sich zuerst an den Vater, der im Himmel wohnt, und zu dem man freilich, weil Er unsichtbar ist, nur im Glauben kommen kann. Zu den Ersteren gehörte Herr Nelson. Er hatte keinen Vater im Himmel: denn wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht, wie der Apostel Johannes sagt; und Herr Nelson glaubte nicht an Jesum als den Sohn Gottes; er sah in Ihm nur einen ausgezeichneten Sittenlehrer. So hatte man ihn in Schule und Kirche gelehrt, wie es damals häufig geschah. Sein Gemüth war aber jetzt niedergedrückt durch den ängstlichen Blick auf die Zukunft: denn über seinem Vaterland hiengen damals schwere Kriegswolken, und nur die dringendste Noth hatte ihn bewegen können, unter so Gefahr drohenden Umständen eine Geschäftsreise von mehreren Wochen nach Schlessien zu machen. In Zittau hatte er erfahren, daß

wahrscheinlich in den nächsten Umgebungen seines Wohnorts das schwere Kriegsgewitter sich entladen werde, und er war deswegen natürlich voll Ungeduld, so schnell als möglich die Heimat zu erreichen. Aber es war nichts zu erzwingen. Er war mit Postpferden von Zittau gekommen, und hatte die Poststraße verlassen, weil er auch in Herrnhut ein Geschäft besorgen wollte. Damals war aber in Herrnhut noch keine Post, wie jetzt; andere Pferde waren auch nicht zu haben, und so mußte er eben wider seinen Willen, geduldig oder ungeduldig, warten, bis Pferde von Löbau, der nächsten Poststation, geholt waren. Sie kamen endlich, und nun hieß es: „Postillon, fahr zu, so schnell du kannst, ich habe große Eile.“ Ein gutes Trinkgeld wurde ihm versprochen; aber der Postillon konnte eben beim besten Willen den grundschlechten Weg von Herrnhut bis Löbau nicht besser machen; und wer diesen noch selbst erfahren hat, wie ich, der kann's dem Postknecht nicht übel nehmen, daß er so langsam vorwärts rückte, wie eine Schnecke im langen Gras. Als der selige Bischof Spangenberg von seiner letzten Visitationsreise nach Nordamerika zurückkehrte, sprachen die dorti-

gen Freunde, die ihn eine Strecke Wegs begleiteten, beim Abschied ihr Bedauern aus, daß er in seinem hohen Alter noch eine so beschwerliche Reise machen müsse: wahrscheinlich hätten sie ihn lieber gleich dort behalten. „Ach!“ sagte er, „vor dieser Reise fürchte ich mich nicht; es ist mir blos auf die zwei letzten Stunden vor Herrnhut bang.“ In solchem schlechten Renommée stand damals dieser Weg; jetzt ist eine prächtige Straße daraus geworden.

Herr Nelson kam endlich, wohl gerüttelt und zerschlagen in Löbau an, und fuhr von dort gleich weiter, hatte aber, besonders je näher er seiner Heimath kam, noch manche Geduld-übung durchzumachen, die ihm um so peinlicher war, je beunruhigender von Station zu Station die Gerüchte von den Kriegsumständen wurden. Schon in Dresden erfuhr er, daß die preussisch-sächsische Armee in den schrecklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt total von den Franzosen geschlagen und fast ganz aufgerieben worden sei. Man kann sich denken, wie sehr ihm solche Botschaften das Herz zusammenschnürten, wenn er daran dachte, wie es wohl seiner Familie und seinem Eigenthum

ergangen sein möge. Nur mit großer Mühe hatte er auf den letzten Stationen Pferde erhalten können, und als er nun seinen Wohnort erreichte, so fand er denselben ganz geplündert und zum Theil niedergebrannt. Ueberall lagen Leichen, Kanonenkugeln, umgestürzte Wagen, erschossene Pferde, zerbrochene Möbeln, verschüttete Betten; und zwischen den Trümmern irrten abgekehrte Gestalten und halbnackte Kinder umher, die theils die traurigen Reste ihrer geplünderten Habe, theils ihre Eltern und Angehörigen suchten. Sein eigenes großes Haus war zum Theil abgebrannt und gänzlich ausgeleert, von seiner Familie war keine Spur zu sehen. Vergeblich erkundigte er sich bei den durch den Schrecken erschütterten Bewohnern des Orts, die noch zurückgeblieben waren; sie konnten ihm keine Auskunft darüber geben, wohin sich seine Frau mit ihren Kindern gewendet habe. In voller Verzweiflung lief er von einem Haus zum andern, und bat die Leute auf's dringendste, ihm von seinen Angehörigen Nachricht zu geben. Niemand wollte sie gesehen haben; denn jeder war in den Stunden der Angst und Noth so mit sich selber beschäftigt, daß er sich nicht nach An-

dem umsehen konnte. Endlich kam Herrn Nelson der Gedanke, in Weimar bei seinen Verwandten werde er wohl eine Spur von den Seinigen aufreiben können, und er machte sich, weil weit und breit kein Gefährt zu haben war, zu Fuß auf den Weg, um sie dort zu suchen. Zu seiner großen Freude fand er sie auch wirklich, und fieng an, sich über seinen Verlust zu trösten, so beträchtlich er auch war, weil ihm doch wenigstens das, was ihm nicht ersetzt werden konnte, geblieben zu sein schien. Aber freilich auch nur schien! Denn die Freude wurde bald wieder auf schmerzliche Weise gestört. Seine jüngste Tochter, Natalie, ein zweijähriges Mädchen, war seit mehreren Wochen bei dem Rentamtmanne eines benachbarten Dorfes, seinem Schwager, der keine Kinder hatte, auf Besuch gewesen; und gleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft in Weimar kam die betrübende Nachricht, das Haus des Amtmanns sei im Feuer aufgegangen, der Amtmann selbst sei gefangen fortgeführt worden, und Natalie werde vermißt. Nun gieng das Jammern auf's Neue an; die Mutter wollte sich nicht trösten lassen, und auch der letzte Trost des Unglücklichen, die Gewißheit seines

Unglücks, war nur um theuren Preis zu erkaufen: denn es wäre höchst gewagt gewesen, wenn sich der bekümmerte Vater auf den Weg hätte machen wollen, um mitten unter den hin- und herziehenden feindlichen Streifcorps sein verlorenes Kind aufzusuchen. Indessen hätte ihn die drohende Gefahr nicht abgeschreckt; aber seine Gattin wollte ihn durchaus nicht von sich lassen. „Wie leicht,“ sagte sie, „könnte es geschehen, daß du auch um's Leben kämest, und dann wären wir ja ganz verlassen. Laß dich doch durch die Sorge um deine übrigen Kinder bewegen, bei uns zu bleiben.“ Weil sich aber Herr Nelson dabei nicht beruhigen konnte, suchte er einen Mann, der in seiner Fabrik gearbeitet hatte, und Natalie wohl kannte, zu bewegen, in seinem Namen eine Nachsuchung in der Nachbarschaft des abgebrannten Dorfes anzustellen, und versprach ihm eine große Belohnung, und noch eine größere, wenn er Natalie wirklich brächte. Der Mann, der keine Familie und auch sonst, außer seinem Leben, nichts zu verlieren hatte, ließ sich endlich bereitwillig finden, zog schlechte Kleider an, um die Raublust der feindlichen Nachzügler nicht zu reizen, und trat seine Unter-

suchungsreise an. Sechs Tage lang durchstreifte er die ganze Umgegend, forschte überall nach dem Kinde, das er genau beschrieb, konnte aber durchaus nichts in Erfahrung bringen. Nur so viel konnte man ihm sagen, der Rentamtmann, der eine beträchtliche Kasse zu verwalten hatte, habe sich deswegen nicht flüchten wollen, und seine Frau, die er zum Fliehen zu bewegen suchte, habe ihren festen Entschluß erklärt, bei ihm auszuhalten. Da der Amtmann den Plünderern nicht entdecken wollte, wo er sein Geld verwahrt hatte, so haben sie ihm das Haus angezündet und ihn selbst gefangen weggeführt, die Frau aber sei von einem brennenden Balken erschlagen worden. Wo das Kind hingekommen sei, das wußte Niemand anzugeben; nur soviel versicherten sie, daß es nicht verbrannt sei; denn sie hätten es, während das Haus brannte, weinend umherlaufen sehen. Diese Nachricht brachte der Mann zurück, und die Eltern wußten nun nicht, sollten sie den Tod ihrer geliebten Natalie beweinen, oder sich der Hoffnung hingeben, sie einst wieder zu sehen. In dieser peinlichen Lage mußten sie mehrere Monate verharren, bis es möglich war, in ihr wieder aufgebautes Haus

zurückzuziehen. Nach und nach fieng die Arbeit wieder an; mit ihr stellte sich bald auch der ehemalige Wohlstand wieder ein, und nach etlichen Jahren waren alle Spuren des großen Unglücks so verwischt, daß den beiden Eltern zu ihrem Glück nichts mehr fehlte, als Beruhigung über das Schicksal ihres verlorren Kindes. Sie sparten keine Mühe, um es wieder aufzufinden; in allen Zeitungen wurden wiederholte Aufforderungen eingerückt, wenn Jemand im Stande wäre, einem bekümmerten Elternpaar Aufschluß über ein vermißtes Kind zu verschaffen, so möchte man ihnen doch diesen Trost nicht vorenthalten und dürfe ihrer lebhaften Erkenntlichkeit dafür versichert sein. Der Rentamtman war unterdessen auch wieder frei geworden, und auf seinen Posten zurückgekehrt. Seine Kasse war in ihrem Versteck unangetastet geblieben; aber über Natalie konnte auch er nichts weiter sagen, als daß sie beim ersten Beginn des Feuers auf die Straße gelaufen sei, und daß er, ehe er eine Verfügung treffen konnte, sich gezwungen gesehen habe, mit zwei Soldaten zu Pferd nach dem Hauptquartier zu gehen. Endlich stand einmal in einer Berliner Zeitung die Anzeige,

daß ein Kind, dessen Eltern unbekannt seien, sich in die Nachbarschaft von Potsdam verlaufen habe, und daß seine Eltern es in Potsdam bei einem Kaufmann, der es aufgenommen, abholen könnten. Das Alter und die sonstige Beschreibung des Kindes traf ganz zu; ein großer Jubel entstand im Nelson'schen Hause, denn man zweifelte keinen Augenblick, das sei die verlorene Natalie. Herr Nelson schrieb sogleich an den Kaufmann, daß er sich unverzüglich aufmachen wolle, um das Kind abzuholen. Sobald es irgend seine Geschäfte erlaubten, machte er sich auf den Weg, und fuhr nach Potsdam, wo er schon am zweiten Tage nach seinem Briefe anlangte. Mit ungeduldiger Begierde fragte er gleich nach dem Kinde, das gerade im Garten spielte; man holte es, — ach! es war nicht sein Kind! Der unglückliche Vater war wie niedergeschmettert, und sein Herz wurde noch schmerzlicher verwundet, als wenige Stunden nachher der wirkliche Vater des Kindes eintraf, dasselbe mit der größten Inbrunst in seine Arme schloß und diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens erklärte. Tief gebeugt kehrte Herr Nelson zurück, und mußte mitten in seiner eigenen Be-

trübniß noch darüber denken, wie er es anzugreifen habe, um seiner sehnsüchtig und hoffnungsvoll harrenden Gattin die schmerzliche Täuschung ihrer Erwartungen auf eine möglichst schonende Weise zu hinterbringen. Aber alle Vorsicht war vergeblich; sie war ihm entgegengegangen und sah gleich, daß er allein kam. Beinahe wäre sie in Ohnmacht gefallen, und Herr Nelson mußte allen Trostgründen aufbieten, um sie auch nur einigermaßen zu beruhigen. Die vorige Traurigkeit lagerte sich wieder über das Haus, dem es sonst an allem, was zum fröhlichen Lebensgenuß gerechnet wird, nicht mangelte. So wenig gehört dazu, um ein Erdenglück zu stören, wenn man nicht seine Hoffnung auf die unsichtbaren Güter gesetzt hat, die einem nicht geraubt werden können! Herr Nelson und seine Familie waren recht artige, gutmüthige Leute; aber ihr Herz hieng eben am Irdischen und Sichtbaren, und sie hatten es nicht gelernt, ihre größte Freude an den unvergänglichen ewigen Dingen zu haben. Ein ungestörter Lebensgenuß, ein bequemes, sorgenfreies Leben sammt allen anständigen Ergötzlichkeiten — das war das Ziel, wornach sie strebten; und darum kam ihnen eine solche

Störung ihrer Behaglichkeit ganz ungeschickt. Geizig waren sie nicht; sie haßten das karge, knickigte Wesen; sie sahen gern die Leute um sich her vergnügt, und trugen auch nach Kräften dazu bei; aber sie selbst wollten auch vergnügt sein, und das war ein Hauptgrund, warum sie Nothleidende so willig unterstützten, weil sie durch den Anblick fremden Glends in ihrer eigenen Freude gestört wurden. Ihre Kinder, eine Tochter und ein Sohn, wozu seit Nataliens Verlust noch ein Töchterlein gekommen war, erzogen sie auf's sorgfältigste, und versäumten nichts, um sie zu recht brauchbaren und glücklichen Bürgern dieser Welt heranzubilden. Da die Schulen im Städtchen nicht viel leisteten, so wurde der Sohn auf eine Schule in Weimar gebracht, der Tochter wurde ein eigener Hauslehrer gehalten, wozu bald auch noch eine weibliche Gouvernante kam, bei der sie Französisch und allerlei feinere weibliche Arbeiten lernen sollte. Kurz sie erhielt eine feine Erziehung, wie man sie von Leuten fordert, die in der großen Welt, unter den Gebildeten, auftreten sollen. Zeichnen, Singen, Klavier- und Guitarre-Spielen, Sticken, Tanzen und dergleichen Lehrgegenstände füllten alle Stunden aus, in welchen es Lina gefiel, etwas zu lernen. Denn

Darin ließen ihr die Eltern und nach deren Anordnung auch die Lehrer, ganz den freien Willen, und wenn es Lina beliebte, statt einer Lektion sich einmal eine Stunde lang im Garten oder im Wald zu ergehen, oder sonst sich zu amüsiren, so durfte Niemand etwas dagegen einwenden. Es war Grundsatz der Eltern, alles Lernen müsse freiwillig sein, sonst fruchte es doch nicht viel; und da Lina eine sehr lebhafte Fassungskraft hatte und ungemein leicht lernte, so kam sie doch so weit als die Eltern wünschten, und dieß bestätigte dieselben immer mehr in der Ansicht, daß ihre Erziehungsweise die richtige sei.

Wie es unter solchen Umständen mit der religiösen Erziehung beschaffen gewesen sei, läßt sich leicht denken. Sie beschränkte sich auf eine flache Sittenlehre, welche nichts von der Tiefe des evangelischen Gesetzes hatte, und in manchen Fällen nicht über die Forderungen des Anstandes hinausgieng. Der Hauslehrer machte zwar seinen Zögling mit der biblischen Geschichte bekannt; aber er glaubte sie selbst nicht, und wenn er es auch nicht wagte, seine Zweifel an der Wahrheit der wunderbaren Geschichte der heil. Schrift in seinem Unterricht vorzubringen, weil er dachte, bei reiferem Alter und Nachdenken komme man

schon von selbst darauf, so fehlte es eben doch an aller religiösen Wärme, und Christus stand in seinen Schilderungen da wie ein hohes Vorbild der Tugend, aber wie eins von Marmor, ohne Leben und Eindruck. Von Liebe zu dem Heiland, welche ein Lehrer seinen Schülern vor allen Dingen einprägen soll, war da keine Rede. Er selbst liebte ihn nicht; er verehrte ihn nur, oder sagte wenigstens so. Deswegen war auch die Stunde des Religionsunterrichts die langweiligste für Lina, und wenn es irgend sich machen ließ, suchte sie derselben zu entgehen, und trieb in der Zeit etwas anderes. Dagegen erklärte sie Jedermann für ein charmantes Mädchen, das sich mit zierlichem Anstand zu benehmen und überall verständig mitzureden wisse; und solche Zeugnisse, welche die Leute unvorsichtig genug vor ihren eigenen Ohren ablegten, bestärkten sie darin, daß sie nur auf dem betretenen Wege fortzugehen brauche, um ein vollkommenes Frauenzimmer zu werden.

Unterdessen hatte Alfred, ihr Bruder, der ein Jahr älter war als sie, auf der Schule in Weimar sich die Zufriedenheit seiner Lehrer in hohem Grade erworben. Er sollte nach dem Wunsche des Vaters Kaufmann werden, um einst

Das ausgebreitete Fabrikgeschäft desselben übernehmen zu können. Allein Alfred, der sich für seinen Beruf besonders den Realien zu widmen hatte, fand an den Naturwissenschaften, die er bei dieser Gelegenheit kennen gelernt hatte, so großes Wohlgefallen, daß er gleich beschloß, diese einst ausschließlich zu treiben; und sein Vater, gewohnt, den Kindern immer den freien Willen zu lassen, gab ihm auch darin nach, so sehr dies auch seine Pläne durchkreuzte. Alle seine freien Stunden benützte Alfred im Sommer, um botanische Excurse zu machen, im Winter, um Pflanzen zu zeichnen und zu malen. In den Ferien brachte er immer ganzer acht Tage damit zu, sich auf einer mineralogischen Wanderung im Gebirge die Waidtasche mit Steinen zu füllen, ehe er das Vaterhaus aufsuchte, um seine Eltern und Geschwister wieder zu sehen, und die verschiedenen Vergnügungen, welche ihm dort zu Gebot standen, zu genießen. Dann stieg er bald Fische in einem großen Teich, der seinem Vater gehörte; bald gieng er mit dem Förster des kleinen Städtchens auf die Jagd; und stieg ihm sonst ein Gelüste auf, so wagte nicht leicht Jemand, es ihm abzuschlagen, weil sein Vater der reichste und angesehenste Mann im Ort war. Jedermann suchte

ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, weil man bei Gelegenheit eine reichliche Vergeltung dafür hoffen konnte. Indessen muß ich sagen, daß Alfred diese Gelegenheiten nicht mißbrauchte, und nichts Unbilliges verlangte. Er war ein gutartiger Junge, und er wie Lina waren durch die große Freiheit, die man ihnen gelassen, keineswegs, wie zu erwarten wäre, ungezogen und ungehorsam geworden. Sie liebten ihre Eltern zärtlich und folgten ihnen auf den Wink, was freilich nur so viel beweist, wie leicht es gewesen wäre, bei einer christlich weisen Erziehung etwas Rechtes aus ihnen zu machen.

---

2.

Im Jahr 1816, als überall wieder Friede herrschte, erhielt Herr Nelson von einem seiner Geschäftsfreunde in Brüssel die Nachricht, es seien bei den Tuchmanufakturen in den Niederlanden neuerdings sehr bedeutende Verbesserungen versucht worden, die ihm für seine Tuchfabrik von Wichtigkeit werden könnten; und nach einiger Ueberlegung entschloß er sich, selbst dahin zu

reisen, da er ohnehin schon lange gewünscht hatte, die niederländischen Fabriken zu sehen. Namentlich in der Färberei wollte er gern manches lernen, worin die Niederländer einen Vorsprung hatten. Im September sollte die Reise angetreten werden, und Herr Nelson wollte seine ganze Familie mitnehmen, theils um selbst die Reise auf eine angenehmere Weise machen zu können, theils um sich eines Versprechens zu entledigen, das er den Seinen gegeben hatte, wo möglich nie wieder eine größere Reise allein machen zu wollen. Die schwere Erfahrung, die er im Jahr 1806 gemacht hatte, war ihm noch zu lebhaft in der Erinnerung, als daß er je wieder sich auf längere Zeit von seinem Hause hätte entfernen können, ohne um das Schicksal der Zurückgelassenen besorgt zu sein, wenn gleich die Umstände nicht so beunruhigend waren, wie damals. Auch Alfred, bei dem ohnedieß die Ferien bald anfiengen, erhielt Erlaubniß, mitzureisen; und ich möchte dafür bürgen, daß er von der Stunde an, da er diese frohe Kunde aus einem Briefe seines Vaters erfuhr, wo nicht jede Nacht, doch jeden Tag von dieser Reise träumte. Weiß ich mich doch noch gar wohl zu erinnern, daß ich als ein alter Knabe, schon ein Gutes älter als Alfred, einen

Sommer lang jeden Abend die Reise nach Bayern auf der Landkarte machte, die ich in den folgenden Herbstferien machen wollte. Die Botanisirkbüchse, grün lackirt, mit schwarzledernem Bandelier, wollte Alfred natürlich nicht dahintens lassen, so sehr auch die Mutter dagegen protestirte, weil sie bei dem ohnehin so vielfachen Gepäck einen zu großen Raum im Wagen einnehmen würde. Als aber Alfred auch noch einen großen Pack Löschpapier brachte, um in dasselbe die Pflanzen, die er unterwegs sammeln würde, einzulegen, so sagte ihm der Vater, daß das ganz unnöthig sei, da man überall unterwegs dasselbe kaufen könne. Ein Hammer, um unterwegs Steine zu zerschlagen und mitzunehmen, wurde vorn bei dem Kutscher aufbewahrt; eine Flasche mit Weingeist aber, in welcher Insekten aufbewahrt werden sollten, ward entschieden zurückgewiesen als etwas Entbehrliches und Beschwerliches. Auch ein Stab mit einem Netz zum Schmetterlingsfang fand keinen Platz. Dagegen nahm Alfred, ohne etwas davon zu sagen, einige große Fischangeln mit: denn er hatte gehört, daß sie an die Nordsee kommen würden, und er wollte einige große Seefische im Meere fangen, wenn's auch keine Haifische wären. Das bedachte er in

der Eile nicht, daß man in Holland wohl auch Angeln würde kaufen können. Auch einen ledernen Reisebecher legte er in seine Büchse: denn er hatte gehört, daß der berühmte Reisende Chateaubriand das Wasser aller Flüsse, über die er kam, versucht habe, und das wollte er auch nachmachen. Besonders freute er sich auf die schönen Muscheln, die er am Meeresstrand zu finden und seiner kleinen Muschelsammlung einzuverleiben hoffte. Wenn er aber seine glänzenden Hoffnungen auf eine reiche naturhistorische Ausbeute vor seiner Mutter ausstramte, pflegte sie zu sagen, er werde auf der Heimreise einen eigenen Wagen brauchen, um alle seine Sammlungen fortzubringen.

Endlich stand der große und bequeme Reisewagen, inwendig und auswendig vollgepackt, vor dem Hause, und die drei Kinder hatten sich bereits auf die leeren Plätze gesetzt, obgleich noch keine Pferde angespannt waren; denn sie konnten den Augenblick der Abreise kaum erwarten und waren viel eher reisefertig als ihre Eltern, denen noch so Manches in Haushaltung und Geschäft anzuordnen oblag. Ein tüchtiger Geschäftsführer, auf den sich Herr Nelson ganz verlassen konnte, bekam die Oberaufsicht über das Ganze; der

Hauslehrer hatte auch Vakanz genommen und war nach seiner Heimat gereist; und die Gouvernante hatte erst kürzlich ihre Entlassung erhalten. So konnten sie ruhig abreisen, obgleich es keinem einfiel, die Scheidenden und die Bleibenden dem Schutze des barmherzigen Gottes zu empfehlen. Freilich sah Herr Nelson beim Einsteigen sein Haus noch einmal mit nachdenklichen Blicken an, und bei dem Gedanken an den schrecklichen Zustand, in welchem er dasselbe im Jahr 1806 bei seiner Rückkehr angetroffen hatte, drängte sich ein Seufzer aus seiner Brust, daß er sich mit den Worten niedersezte: „Nun in Gottes Namen!“ Das war aber auch Alles. Der Blick auf seine Kinder machte ihm das Herz bald wieder leicht. Dießmal hatte er sie doch bei sich, und durfte nicht fürchten, bei ihrer Rückkunft eines zu vermissen, wie er meinte. Denn das fiel ihm nicht ein, daß auf der Reise auch eines sterben könnte. Und doch, wie leicht kann das geschehen! Natalie war zwar nicht vergessen, aber längst für todt geachtet, da sich nicht denken ließ, daß auf so viele Anfragen keine Antwort gekommen wäre, hätte sie damals noch gelebt. An ihre Stelle war die kleine Elise getreten, die nun neun Jahre zählte.

Sobald die Reisenden aus den bekannten Umgebungen heraus und in solche Gegenden kamen, welche die Kinder noch nicht kannten, wurde der Jubel derselben immer lauter. Wo eines etwas Neues sah, machte es die Andern aufmerksam darauf, und dann sah man gleich die drei lebhaften Kinder alle drei ihre Köpfe zu einem Kutschenfenster hinausstrecken, so daß Vater und Mutter sie immer wieder ermahnen mußten, ihnen nicht auf die Füße zu treten. Sie fiengen bald an sich darüber zu beklagen, daß sie nicht in einem offenen Wagen fuhren, um den Blick in die neue Welt ganz ungestört und vollständig genießen zu können; als aber am Abend ein Gewitterregen kam, waren sie sehr froh, in einem wohlverschlossenen Zimmer zu sitzen, und dem heftigen Wasserguß hinter den Kutschenfenstern so sicher zusehen zu können, wie wenn sie daheim auf ihrer Stube wären. Am schwersten fand es Alfred, sich in die Reiseordnung zu schicken. Wo er eine schöne Pflanze sah oder einen glänzenden Stein, da wollte er Halt machen lassen, um auszustiegen und seine Neugierde befriedigen zu können. Das gieng aber natürlich nicht an, wenn man nicht über die Maßen aufgehalten werden wollte; und auch die

Postillone hätten in eine solche wiederholte Verzögerung schwerlich eingewilligt. Alfred aber konnte es nur mit Mühe begreifen, daß man seine Sammellust nur auf Fußreisen befriedigen könne, bei einer Reise zu Wagen aber sich gefallen lassen müsse, manches am Wege stehen zu lassen. Das Schlimmste dabei war das, daß er auch auf den Stationen, wo Halt gemacht wurde, sich nicht durch kleine Excurse in die nächste Umgebung entschädigen konnte. Denn da sie mit Postpferden reisten, so wurde gewöhnlich nur so lange angehalten, bis man andere Pferde angespannt hatte, und Mittags eben nur so lange, bis das Mittagmahl eingenommen war. Abends aber kam man erst so spät auf die Station, wo übernachtet wurde, daß bei den kurzen Septembertagen längst die Lichter brannten und an einen Gang in die Natur hinaus nicht mehr zu denken war. Die Reise gieng zunächst nach Berlin, da Herr Nelson, der selbst diese Stadt noch nicht gesehen hatte, den Seinigen die Freude machen wollte, sich in derselben ein wenig umzusehen. Alle Merkwürdigkeiten dieser Residenz, so weit sie für Kinder ein Interesse haben konnten, wurden betrachtet, auch eine Spaziersfahrt auf der Spree nach Stralau gemacht, an welcher sich

Alfred besonders ergözte, während es der kleinen Elise auf dem Wasser ein wenig bang wurde. Lina dagegen bat den Vater, er möchte, wann sie wieder nach Hause kämen, auch eine Gondel machen lassen, in welcher sie auf ihrem Teich herumfahren könnten; und Alfred verlangte auf dieser Gondel eine Anstellung als Obersteuermann, die ihm auch zugesagt wurde, doch nur unter der Oberaufsicht des Kapitäns, dessen Stelle sich der Vater selbst vorbehalten wollte.

Am folgenden Tage war die ganze Familie bei einem Kaufmann zum Mittagessen eingeladen, mit dem Herr Nelson in Geschäftsverbindung stand. Die Kinder bewunderten den Luxus der Residenz, der sich bei diesem Gastessen zeigte, obgleich es in ihrem eigenen elterlichen Hause gar nicht einfach zugienge. Nach Tisch gieng man in den kleinen aber niedlich angelegten Garten hinter dem Hause, um in einem Pavillon mitten im Garten den Kaffee zu trinken. Mehrere andere Gäste waren da, unter andern ein Hamburger Schiffskapitän, der seinen Bruder in Berlin besuchte. Bei Gelegenheit fragte der freundliche Hauswirth Herrn Nelson, ob er seitdem nichts mehr von seiner verlorren Tochter erfahren habe. Die Frage wurde verneinend

beantwortet, und die ganze Gesellschaft war aufmerksam geworden und bat Herrn Nelson, die traurige Geschichte zu erzählen. So ungern er dieß that, weil sie schmerzliche Empfindungen in ihm und den Seinigen aufregen mußte, so konnte er doch nicht wohl ausweichen, und berichtete den Vorfall umständlich. Alle Anwesenden äußerten ihre lebhafteste Theilnahme, und der Schiffskapitän nahm das Wort, um eine Geschichte zu erzählen, die sich kürzlich in Nordamerika zugetragen und die ihm der Mann, den sie betroffen, selbst erzählt habe.

„An einem schönen Augustmorgen,“ sagte er, „machte Samuel, ein Knabe von ungefähr sieben Jahren einen kleinen Damm in dem Bache, der an seines Vaters Hause vorbeifloß. Er war das einzige, geliebte Kind seiner Eltern, und seine Mutter betete ihn fast an, wie einen Hausgötzen, und hatte nicht den Muth, ihm durch strenge Zucht seinen Eigensinn zu brechen. Seine Beinkleider waren bis an die Kniee hinaufgeschlagen; er arbeitete wie ein Biber, und trug große Steine in das Bett des Baches. „Samuel,“ sagte seine Mutter halb befehlend halb bittend, „es wäre besser, du kämest herein, oder nicht?“ — „Nein, nein,“ sagte Samuel, „ich will nicht.“

Auf einmal kam eine Eichel auf dem Wasser heruntergeschwommen. Der Knabe steng sie auf und sah sie an; und da sie ihm gefiel, so dachte er bei sich selbst, den Bach hinauf müßte es noch mehrere geben, und gieng, sobald ihm seine Mutter den Rücken wandte, fort, um Eicheln zu suchen. Die Vertiefung des Berges, in welche er nun eintrat, war im Verlauf der Jahrhunderte durch die Abschwemmungen des Baches, an dem er so eben gespielt hatte, gebildet worden. Kühn trat der Knabe auf dem schmalen Pfade neben dem Bache hinauf in den Wald hinein. Auf jeder Seite des Baches erhob sich gegen hundert Fuß hoch ein fast senkrechter Wall aus Felsen und Steintrümmern, durch Sturm und Einsturz in phantastische Gruppen gestaltet. Nur hie und da nährte sich ein Strauch oder Baum auf der von oben heruntergefallenen Erde, bloß vierfüßigen Thieren und Vögeln zugänglich. Ungefähr fünf Minuten vom Eingang schloß ein Wasserfall die Schlucht, die von dem weißen Schleier des aufsteigenden Schaumes bedeckt war. Die grünen Nester hingen über die Felswand, und hüllten das Flußbett in ein tiefes Dunkel, während sie so fern in der Höhe waren, daß sie aus dem Himmel selbst, dessen blaue Flecken man durch

sie hindurch erblickte, herausgewachsen zu sein schienen.

Die Mutter vermifste ihren Sohn bald; da er aber schon oft auf das Feld gegangen war, wo sein Vater arbeitete, so dachte sie, er werde dort sein und tröstete sich mit der Hoffnung, er werde bis zur Essenszeit mit demselben zurückkehren. Als es Mittag war, und weder Josua noch irgend einer seiner Leute etwas von dem Knaben wufste, so fieng die erschrockene Mutter an zu jammern: „Er ist verloren! er ist verloren! O mein armer Sohn verhungert und stirbt im Walde!“ Muth fassend rief sie ihre Leute zusammen, und schickte sie alle, bis auf ihren Mann, fort, um ihn in verschiedenen Richtungen im nahen Walde zu suchen. Zu ihrem Manne sagte sie: „Suche deinen Sohn überall auf dem Felde, und wenn du ihn nicht findest, so komm zu mir in die Schlucht.“ — „Er wird wohl nicht in die Schlucht gegangen sein, Hanna!“ erwiderte der Vater. „Er ist hingegangen,“ sagte sie, ohne zu wissen warum; aber die Ahnung, daß der Knabe dem Laufe des Baches gefolgt sei, lag fest in ihrem Gemüthe.

Ein Adler flog über der Mutter auf, als sie in den Wald eintrat. „Diese schrecklichen

Bögel," dachte sie, „reißen mein Kind in Stücke!“ und eilte erschrocken vorwärts, indem sie die Schlucht mit dem Ruf nach ihrem Sohne erfüllte. Die einzige Antwort war der Donner des Wasserfalls, der, wie wenn er ihres Schmerzes spotten wollte, laut plätscherte, und ihre heiße, schweißtriefende Stirne mit kalten Wassertropfen bespritzte. „O ich Thörin!“ sagte sie, „wie kann er mich vernehmen!“ Sie suchte mit ihren Augen das Dunkel zu durchdringen, und strengte sie an, bis sie nicht mehr sehen konnte, und ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Ich finde ihn nicht, Hanna!“ sagte ihr Gatte, der am Ende der Schlucht zu ihr trat.

Nur eine Mutter ist im Stande, die Empfindungen eines Mutterherzens in solchen Augenblicken zu beschreiben. Düstere Angst kam über ihre zitternde Seele. „O mein Kind, mein gutes Kind muß sterben!“ rief sie, in Todesangst ihre Hände ringend, und sank an den Füßen ihres Gatten nieder. Der Schmerz der vernichteten Hoffnung hatte ihr Gemüth in die höchste Spannung versetzt, und schien ihr nun mit der rauhen Hand der Verzweiflung auf einmal das Herz brechen zu wollen.

Ihr erschreckter Gatte goß ihr Wasser in's

bleiche Gesicht, und suchte mit allen ihm bekann-  
ten Mitteln sie in's Leben zurückzurufen. End-  
lich öffnete sie ihr brechendes Auge, blickte wild  
um sich und erhob sich zitternd auf ihre Füße.  
Als sie so da stand, gleich einer herzerknirschten  
Niobe, stürzte ein Stein auf der andern Seite  
der Felsenwand herunter. Sie blickte hinauf,  
und ein wilder Schrei der Freude drang aus  
ihren Lippen hervor. Auf einmal war sie zu sich  
selbst gekommen, denn auf der Höhe stand ihr  
geliebter Knabe. Aber in dem Augenblick, als  
der Freudenschrei über ihre Lippen gedrungen war,  
verwandelte er sich in das Schreckensgeschrei: „O  
Gott! Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“

Der Fels, auf dem der Knabe stand, ragte  
ungefähr zwölf Fuß hoch aus dem festen Gestein  
hervor. Gerade unten daran lag auf einer Klippe,  
von niedrigem Gebüsch verdeckt, ein Panther.

Der verwegene Junge wurde die Nähe seiner  
Eltern und die Gegenwart seines furchtbaren  
Feindes ungefähr zu derselben Zeit gewahr. In  
der Freude, seinen Eltern zu zeigen, wie hoch  
oben er stehe, hatte er einen Stein hinunterge-  
worfen, und hielt nun einen andern in der rück-  
wärts gebogenen Hand, als wollte er fragen, ob  
er ihn auf das schreckliche Thier unter ihm werfen

solte. Bis dahin war die Mutter in ihrer Ungewißheit bewegungslos dagestanden; aber jetzt stürzte sie, im Bewußtsein der Gefahr ihres Sohnes, wenn er die Bestie reizen würde, gegen den Felsen vor, und winkte mit Hand und Kopf, er solle doch ja nicht werfen. Aber der Knabe, nicht gewohnt zu gehorchen, schleuderte in kindischem Treiben seinen Stein mit aller Gewalt auf das gefräßige Thier, und traf es auf den Fuß. Plötzlich heulte es auf, streckte seine Zunge heraus, und war im Begriff, auf Samuel loszustürzen.

„Hole deine Flinte, Josua!“ rief die Mutter verzweiflungsvoll ihrem Gatten zu. Der arme Mann rührte sich nicht. Mit gläsernem Auge starrte er den Panther an, und schien vor Furcht versteinert zu sein. Hanna sprang auf, legte ihre Hand auf seine Schulter und rief, ihm in's Auge blickend: „Bist du ein Mann, Josua? Liebst du dein Kind?“ — Er fuhr auf, wie aus dem Schlafe, und rannte in wilder Eile aus dem Walde.

Die Mutter blickte wieder auf ihren Sohn. Er war auf die Kniee niedergefallen und betete — nicht in feiger Furcht, sondern in dem unbestimmten Bewußtsein, daß er sterben müsse —

die kleinen Gebete, die ihn seine Mutter gelehrt hatte.

Der Panther stand auf und beugte sich zurück zum Sprung. Länger konnte sich die geängstete Mutter nicht mehr halten. Sie stürzte den steilen Abhang, ohne Rücksicht auf die Gefahr, nur im Gedanken an ihren Sohn, mit verzweifelter Anstrengung hinauf. Die Felsen wichen und stürzten unter ihren Füßen; aber sie fiel nicht: die Felsenzacken zerrissen ihr Fleisch; aber sie hielt nicht an: hinauf wand sie sich in furchtbarer Angst.

Das wilde Thier hielt einen Augenblick an, als es die unglückliche Mutter herannahen hörte; aber treu seiner Natur stürzte es auf den Knaben los. Doch erreichte es den Felsen nicht, und fiel wieder zurück, in demselben Augenblick, als die Mutter auf der entgegengesetzten Seite anlangte.

„Ha!“ rief sie wahnsinnig lachend, „der Panther muß es noch einmal versuchen, ehe er uns trennen kann; aber wir lassen uns nicht trennen!“ Und auf die Kniee niedersinkend, drückte sie ihren Samuel an ihre Brust und neigte das Haupt ihres Kindes mit Thränen.

Unabtreibbar in seiner Wildheit stürzte der Panther noch einmal auf sie zu, und dießmal mit

Erfolg. Sein Vorderfuß erreichte die Spitze der Klippe. „Er will uns tödten Mutter! er will uns tödten!“ rief der Knabe, und drückte sich fester an seine Mutter. Das Thier strengte sich an, seinen Körper auf den Felsen hinaufzubringen. „Fort! fort!“ schrie Hanna, heiser vor Entsetzen, „du darfst mein Kind nicht nehmen!“ Näher und immer näher kam das rothe, wuthbligende Auge und der Dampf seines Athems drang ihr in's Gesicht.

Da hörte sie das Krachen einer Flinte; des Panthers Halt ließ nach; seine scharfen Klauen verließen den Felsen, und das getroffene Thier stürzte heulend den Abhang hinab vor die Füße Josua's.

Die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten die kleine Gruppe am Ausgang der Schlucht. Sie lagen auf ihren Knien; die blutende Hand der Mutter ruhte auf dem Haupte ihres Sohnes; und ihre Stimme erhob sich betend zu dem Helfer im Himmel für seine Gnade und seine Bewahrung vor des Panthers Sprung.“

So erzählte der Kapitän, während die ganze Gesellschaft mit schweigender, gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Die Rußanwendung aber, welche Herr Nelson und seine Gattin von der

Geschichte machten, bestand darin, daß sie sich glücklich priesen, so gehorsame Kinder zu haben, von denen sie nicht befürchten durften, daß sie sich in eine Gefahr, vor der sie gewarnt worden, muthwilligerweise begeben würden. Der Kapitän ein gottesfürchtiger Mann, wie der Kapitän Kornelius in Cäsarea, machte sie auf die Hilfe Gottes aufmerksam, dem sie es zutrauen dürften, daß er auch über ihrer verlorren Natalie seine Augen werde offen gehalten haben.

---

3.

Nach einem viertägigen Aufenthalt in Berlin, während dessen die drei Kinder auch nicht eine halbe Stunde Langeweile gehabt hatten, gieng's nun weiter nach Westen. Zuerst nach Potsdam, wo sich Herr Nelson wieder lebhaft seiner gestäuschten Hoffnung erinnerte, dann nach Brandenburg, Burg und Magdeburg, wo man den Dom und andere Merkwürdigkeiten betrachtete, besonders aber den schönen Fluß und die Schiffe

darauf. Dieß gab Veranlassung, daß Albert unterwegs erzählte, wie es mit der Belagerung und Eroberung Magdeburgs durch Tilly im dreißigjährigen Krieg zugegangen. Von Magdeburg aus gieng's in das Harzgebirge, weil Herr Nelson seine Gründe hatte, den Weg über Braunschweig nicht zu wählen. Die schlechte Straße mit manchen fast haltsbrechenden Stellen wollte freilich unsern Reisenden nicht recht behagen; doch war Albert froh daran; denn so oft es einen Berg hinauf gieng, konnte er doch, ohne aufzuhalten, absteigen, ein Stück weit zu Fuß gehen, und sich am Wege mit allerlei Pflanzen und Steinen, die freilich nur für einen Neuling Berth hatten, bereichern. Manchmal fand er auch einen Fußweg, auf welchem er eine beträchtliche Strecke abschneiden und dem ohnedieß langsam fahrenden Wagen ein Stück weit vorankommen konnte. Es that ihm nur leid, daß sie an keinem im Gange befindlichen Bergwerk ganz in der Nähe vorbeifamen. Der Weg führte über Quedlinburg, Nordhausen, Harzgerode und Stollberg. Der Anblick der tiefen, wasserreichen Thäler, die zwischen hohen, waldigen Bergen eingeengt waren, gewährte den Reisenden viel Vergnügen, und Albert bedauerte nur, wenn es wieder eine Strecke weit

in der Ebene fortgieng und der Wagen schneller fahren konnte, weil er dann wieder einsteigen mußte. Einmal war er auch auf einem Fußweg fortgegangen, von dem er glaubte, er münde sich unten im Thale wieder in die Straße ein. Diese aber drehte sich unvermuthet rechts statt links, und der Junge lief lange fort, ohne einen Ausweg zu finden. Zugleich fand er im Walde einige schöne Herbstblumen, die er noch nicht gesehen hatte, und hielt sich bei denselben längere Zeit auf. Endlich als er merkte, daß er irre gegangen sei, blieb er eine Zeitlang stehen, und besann sich, was jetzt zu thun sein möchte. Das Sicherste wäre gewesen, auf seinem Fußwege wieder umzufahren bis auf die Straße und auf derselben dem Wagen nachzugehen. Dazu entschloß er sich auch, obgleich ungern; als er aber auf die Straße zurückgekommen war, verführte ihn die Krümmung des Fußpfades, während er die Staubfäden einer Blume betrachtete und nicht viel um sich her sah, daß es ihm gieng, wie mir einmal in der Nähe von Heidelberg. Ich war Nachts auf einem Fußweg über die Wiesen in ein Dorf gekommen, wo ich übernachtete, und den andern Morgen gieng ich auf der Straße eine Stunde weit bis zu dem Dorfe, das ich Abends vorher passirt hatte,

und mußte dann wieder umkehren. Albert lief auf der Straße zurück, statt vorwärts, bis er zu einer Mühle kam, die er schon gesehen zu haben sich wohl erinnerte. Nun erst wurde er seinen Irrthum gewahr, und kehrte eilig um. Indessen hatte der Wagen auf der Straße mehr als zwei Stunden stille gestanden, und die besorgten Eltern hatten vergeblich gewartet und gesucht, gerufen und lamentirt. Sie fiengen an zu merken, daß man auch auf der Reise ein Kind verlieren könnte, und schon der Gedanke machte sie zittern. Als endlich Albert ganz außer Athem herbeilief und erzählte, wie es ihm ergangen, so wurde er nicht mit Vorwürfen empfangen; die Eltern waren froh, daß sie ihn wieder hatten, und baten ihn nur, ein andermal vorsichtiger zu sein. Es war unterdessen Abend geworden, und die Station war noch weit entfernt. Da aber der Vollmond leuchtete, so beschloßen sie, in der Nacht noch weiter zu fahren, und fanden, daß der Mondschein der waldigen Gegend einen eigenen Reiz verleibe, an dem sie sich nicht satt sehen konnten. Die Nacht war ausnahmsweise warm wie eine Julinacht, und als sie gegen 10 Uhr in das herrliche Gebirgsthälchen herunterfuhren, in welchem das Alexisbad liegt, und da auf dem freien Platz

eine schöne Musik antrafen, so war es ihnen wie Träumenden zu Muth. Als bald wurde beschlossen, hier ein Nachtquartier zu suchen; und da nur noch wenige Badgäste vorhanden waren, hatte man für sie Raum genug. Sie blieben noch eine Zeitlang bei der Gesellschaft im Freien und hörten der lieblichen Musik zu. Eine Familie aus Dresden war da mit mehreren Kindern, unter ihnen ein Mädchen von etwa zwölf Jahren. Dieses Mädchen war ein wenig auf die Seite gegangen, um dem Mondschein, der sich in dem kleinen Bache spiegelte, zuzusehen. Die Mutter rief ihr: „Natalie! komm doch her und bleib bei mir!“ Der Name Natalie fuhr Herrn Nelson und seiner Frau wie ein elektrischer Funken durch alle Glieder. Sie baten die Eltern des Mädchens, es näher betrachten zu dürfen, und zur Entschuldigung ihrer Freiheit erzählte Herr Nelson kurz die Geschichte, wie ihm eine Natalie verloren gegangen sei. Es zeigte sich aber bald, daß es diese nicht war. Ein Offizier saß im Kreise, der aufmerksam zuhörte. Am andern Morgen war dieser abgereist, hatte aber dem Kellner einen Brief an Herrn Nelson hinterlassen, den dieser ganz überrascht eröffnete. Es lag ein kleines

goldenes Ohrringchen darin, von folgenden Zeilen begleitet:

„Mein werther Herr!

„Ihre Tochter ist wahrscheinlich noch am  
„Leben. Wenn sie ein Kind ihres Alters finden,  
„dem ein solcher Ohrring fehlt, so erkundigen Sie  
„sich genau, ob es nicht ihre Natalie ist. Ich  
„bedaure, nicht weiteren Aufschluß ertheilen zu  
„können.“

„Hochachtend

H. L.“

Diese räthselhafte Nachricht brachte die Gemüther der beiden Eltern in große Bewegung. Vergebens erkundigten sie sich bei dem Wirth nach dem Namen des Offiziers; er war gestern Abend erst zu Pferd gekommen, und ganz früh in der Richtung nach Berlin wieder abgereist. Ohne weiteren Aufschluß erhalten zu können, mußten sie weiter fahren. Ihr Gespräch unterwegs drehte sich natürlich ganz um die räthselhafte Geschichte, die ihnen so eben alle alten Hoffnungen und Sorgen wieder aufgeregt hatte. „Wer war der Offizier? Woher hatte er den Ohrring? Warum konnte er nicht Weiteres mittheilen, und warum that er's nicht mündlich? Wenn Natalie noch lebt, wo sollen wir sie suchen? Warum hatte er nicht wenigstens eine leise Andeutung darüber

gegeben?“ Dergleichen Fragen wurden nun von allen Seiten beleuchtet; aber sie wurden dadurch nicht zu einer Antwort. Nach langem Hin- und Herreden beschloßen die Eltern, die Sache ruhen zu lassen, um sich nicht den Genuß der Reise durch Sorgen, die doch zu keinem Resultat führen würden, zu verbittern. Die Ansicht des Brocken, des höchsten Berges in diesem Theile von Deutschland, wurde über diesen Ueberlegungen ganz veräußert, und sie sahen ihn erst von Kassel aus.

Der Besuch der prächtigen Anlagen von Wilhelmshöhe bei Kassel machte den Kindern große Freude. Albert stieg mit seinem Vater bis zum Herkules hinauf, und sogar in seine Keule, wo sie beide bequem Platz fanden, aber vom Winde ordentlich durchgeblasen wurden. Der Steinhöfersche Wasserfall, der römische Aquädukt, der neue Wasserfall, und der mächtige Springbrunnen, der 192 Fuß hoch springt, waren Gegenstände der Bewunderung für die Kinder; am besten aber gefiel ihnen die Löwenburg, eine nachgeahmte Ritterburg mit vielen wirklichen Antiquitäten, einer schönen Kapelle, Sammlung von Rüstungen, Gemälden u. dgl. Wenn ich euch alle die chinesischen Tempel, Jasanerien, Drangerien u. s. w. die dort zu sehen sind, be-

schreiben wollte, so käme ich gar nicht mehr an unsre Geschichte, und von dieser werdet ihr doch noch etwas Weiteres hören wollen.

Von Kassel gieng's nach Elberfeld. Täglich kam jetzt etwas Neues. In Westuffeln hörten sie zum ersten Mal das Plattdeutsche und aßen von dem schwarzen Roggenbrod, das man in Westphalen Pumpernickel nennt. Arnöberg, der ehemalige Hauptstz des westphälischen Behmgerichts, gab dem jungen Gelehrten aus Weimar Gelegenheit, seinen Schwestern von den Behmgerichten allerlei Merkwürdiges zu erzählen. In Elberfeld war für Herrn Nelson manches Interessante zu sehen, das in sein Fach einschlug, und er besuchte von da aus auch mehrere benachbarte Orte, wo es ausgezeichnete Färbereien gibt. Die Kinder hatten unterdessen nicht viel Unterhaltung, außer daß Albert mehrere botanische Excurtionen machte, auf welche ihm aber die besorgte Mutter, die an den Irrweg im Harzgebirge dachte, jedesmal einen Führer mitgab. Von Elberfeld reisten sie nach Duisburg, und dann am Rhein hinunter über Wesel nach Rymwegen, wo man nach Holland eintritt. Von nun an gieng das Reisen auf den schönen Straßen in dem ebenen Holland sehr schnell. Sie eilten über

Utrecht nach Amsterdam, von da nach Harlem, Leiden, Haag, und dann nach Brüssel. Hier blieb Frau Nelson mit ihren Kindern, während der Vater seine Geschäftsreisen in mehrere benachbarte Städte machte, in dem Hause des Geschäftsfreundes, der den ersten Anlaß zu dieser Reise gegeben hatte; und man wendete von dessen Seite alles an, um ihnen den Aufenthalt in Brüssel so angenehm als möglich zu machen und alles Schöne und Merkwürdige zu zeigen. In Holland durfte Alberts Hammer ausruhen; denn da gibt's keine andern Steine als solche, die man selber machen kann, d. h. Backsteine; und für die Botanik war auch nicht viel zu thun, da die meisten und schönsten Blumen in den zierlichen Gärten und Buytenplaatsen, namentlich die prachtvollen Tulpen in Harlem, längst verblüht hatten. In Brüssel aber entschädigte er sich durch den Anblick einer schönen Mineraliensammlung, die einem Privatmann gehörte, und aus welcher er einige Doubletten davontrug, auf die er sich nicht wenig einbildete. Als er sie aber dem Vater, der auch etwas von Mineralogie verstand, bei seiner Zurückkunft zeigte, so war der Freude bald ein Ende gemacht, denn es zeigte sich, daß es Erzstufen aus dem sächsischen Erzgebirge waren,

die Alfred zu Hause viel näher hätte haben können. Herr Nelson konnte das wohl sagen, denn sein Vater war Berginspektor in Freiberg gewesen, und er kannte daher die erzgebirgischen Fossilien genau. Zu seinem großen Leidwesen sah nun Albert, daß es nicht der Mühe werth sei, solche Stücke, die er daheim so leicht bekommen konnte, dem Reisewagen aufzuladen.

Von Brüssel hätte nun freilich der nächste Weg nach Frankfurt am Main, welches Herr Nelson auf der Rückreise besuchen wollte, über Aachen und Köln geführt; aber er hatte noch ein Geschäft in Nymwegen abzumachen, das auf dem Hinweg hatte unterbleiben müssen, weil der Mann, den er suchte, verreist war. Man hatte ihm früher von Brüssel geschrieben und nun auch mündlich auf's Neue versichert, es sei in Nymwegen ein Mann, der mehreren der bedeutendsten niederländischen Tuchfabriken als Geschäftsführer vorgestanden sei, und den er wahrscheinlich für seine Fabrik acquiriren könne. Es lag ihm sehr viel daran, diese Gelegenheit nicht hinauszulassen, und so ungeschickt auch der Umweg für ihn war, so entschloß er sich doch, ihn zu machen, um wenigstens von seiner Seite in der Sache nichts zu verfäumen.

Auch über diesen Theil der Reise muß ich kurz hinweggehen, und bemerke nur, daß Herr Nelson seine Bemühungen gelingen sah. Ohne weiteren Aufenthalt eilte er nun nach Cleve, und von da wollte er auf dem nächsten Wege nach Düsseldorf gelangen und auch einen Theil der Nacht dazu nehmen. Da aber auf dieser Seitenstraße keine Poststationen angelegt waren, so mußte man andre Pferde nehmen, und der Kutscher, der nicht in der Gegend zu Hause war, verfehlte in der dunkeln Nacht des Weges und gerieth auf eine holperichte Straße, die für einen Wagen, der in Federn hängt, nicht sehr geeignet war. Eine Zeitlang gieng es über Stock und Stein vorwärts; auf einmal aber, als der Wagen in schnellem Lauf über einen kleinen Graben fuhr, stießen die Hinterräder stark auf; ein Krach, und die Kutsche neigte sich auf die Seite. „Halt! halt!“ rief Herr Nelson aus Leibeskräften; die Kinder, die nur das gewaltige Stoßen auf dem unebenen Wege hatte wach erhalten können, schrieen laut auf, und der Wagen stand still. „Was gibt's?“ fragte die Mutter erschrocken. „Es ist etwas gebrochen,“ erwiderte Herr Nelson, stieg aus, untersuchte, und sagte dann: „Da haben wir's! eine von meinen G-Federn, die

ich vor der Abreise ganz neu habe machen lassen, ist geknickt. Das ist eine schöne Geschichte, hier in dieser Wildniß und Einöde, wo weit und breit kein Schmied zu finden ist." Sie befanden sich auf einer weiten ebenen Haide, nicht sehr weit von dem Schloß Binnenthal und nahe bei dem einsam stehenden Wirthshaus, das den Schild „zu Stadt und Land“ führt. Hätten sie gewußt, daß dieses Wirthshaus so nahe sei, so würden sie dasselbe aufgesucht haben; so aber in der dunkeln, bloß von Sternen erhellenen Nacht, gegen 11 Uhr, suchten sie eben die nächste beste Hütte auf, die einsam am Ende eines schmalen Waldriemens stand, und baten um Hilfe. Der Mann stand auf, machte Licht, und brachte auf Verlangen des Kutschers ein Stück Holz herbei, das man als Stütze unter die gebrochene G-Feder stellte. Unterdessen war auch die Frau aufgestanden und hatte die Familie eingeladen, in ihre warme Stube einzutreten. Man berieth sich mit dem Manne, was nun anzufangen sei. Er sagte von dem nahen Wirthshaus, wo man freilich für solche Gäste nicht eingerichtet sei, bot sich aber an, ihnen, falls sie es wünschten, den Weg dahin mit einer Fackel zu zeigen. Wenn sie übrigens die Nacht in seiner Stube zubringen wollten, so

stehe sie ihnen mit Freuden zu Dienst. Betten könne er freilich keine anbieten. Herr Nelson meinte, sie wollten nach dem Wirthshaus aufbrechen; aber seine Gattin, welcher es in der reinlichen Stube des unansehnlichen Häuschens gar wohl gefiel, fürchtete, man möchte es vielleicht in dem Wirthshaus nicht reinlich genug antreffen, und zog es vor, da zu bleiben. Das wurde denn auch beschlossen. Die Kutsche wurde ausgepackt und dann unter einen Schuppen geschoben; der Kutscher mit seinen Pferden gieng nach dem Wirthshaus, wohin ihm Buyken — so hieß der Besitzer der Hütte — den Weg zeigte. Thee und Zucker führten die Reisenden bei sich; es wurde beschlossen, einen Thee zu machen. Die Frau, die sehr gefällig und dienstfertig war, hatte bald ein Feuer angezündet und in einen schwarzen irdenen Topf, der aber rein gewaschen war, Wasser an's Feuer gesetzt. An Milch fehlte es nicht, und da in dieser Gegend viel Kaffee getrunken wird, so hatte die Frau auch einige Kaffeetassen, aus welchen man den Thee trinken konnte, freilich ohne Weißbrod dazu zu haben. Den Kindern legte man einige Mäntel auf die Bank, auf welcher sie versuchen sollten zu schlafen; die Mutter setzte sich

in den Altvaterstuhl, und der Vater holte die gepolsterten Sitze aus dem Wagen, breitete sie auf den Boden und legte sich darauf. Alle hatten wenig Hoffnung, in einer so ungewohnten Lage die gewünschte Nachtruhe zu finden, und man ließ deswegen die düstere Oellampe die ganze Nacht auf dem Tische brennen. Aber die Müdigkeit that unerwartete Dienste; und ehe eine halbe Stunde vergieng, lagen sie alle in tiefem Schlummer. Sie hatten den beiden Leuten die Ehrlichkeit im Gesicht gelesen, und so störte sie von dieser Seite keine Sorge.

Als unsere Reisenden Morgens erwachten, schien die Sonne bereits durch die runden Fensterscheiben herein, und ihre guten Wirthsleute hatten sich munter, aber in schonender Stille, an ihre häusliche Arbeit gemacht. Die Langschläfer verwunderten sich, wie sie in einer so ärmlichen Hütte eine so ruhige, erquickende Nacht hatten zubringen können; aber was ihnen schon in der Nacht aufgefallen war, das sahen sie jetzt noch deutlicher, daß in derselben bei aller Armuth die äußerste Reinlichkeit herrschte. Zum Frühstück wurde wieder Thee getrunken, und da sich nun auch der Appetit eingestellt hatte, schwarzes Brod mit Butter dazu genoßen. Die

nächste Sorge war nun, wie die gebrochene G-Feder wieder herzustellen sei. Man holte einen Schmid aus dem nächsten Dorfe; der versicherte aber, daß er nicht im Stande sei, eine solche Feder, wie sie ein solcher Wagen erfordere, herzustellen; dagegen wolle er eine Stütze machen, mit welcher sie unbesorgt bis in die nächste Stadt fahren könnten, um dort eine neue Feder verfertigen zu lassen.

---

4.

Ich habe euch absichtlich nichts von Holland erzählt, weil es an Raum dazu fehlt; nichts von den schönen reinlichen Häusern aus Backsteinen, die inwendig und auswendig gewaschen werden; nichts von den schönen Straßen in Amsterdam, auf welchen die Fiakers auch im Sommer Schlitten fahren müssen, weil die Räder das Pflaster verderben würden; nichts von den großmächtigen Schiffen; nichts von dem großen ethnographischen Cabinet im Haag; nichts von der Nordsee, und wie Alfred

Daselbst seine Angeln probirte und Muscheln auflos. Letzteres fiel ihm jetzt wieder ein, als in dem Rath der Frauen überlegt wurde, was man zum Mittagessen bereiten wolle. „Mutter,“ sagte Alfred, „wenn ich jetzt nur die Seefische hätte, die ich im Meere fang, als wir auf dem Schifferboot ein Stück weit hinausgefahren waren!“ — „Du hast Recht,“ erwiderte die Mutter, „damals nützte sie uns nichts, und jetzt wären wir froh darüber.“ Die Hausfrau versprach aber, eine gute Milchspeise zu liefern, und da man ihr dabei nichts helfen konnte, ließ man sie in ihrer kleinen Küche, welche mit der Hausflur ein Stück ausmachte, allein gewähren.

Gegen Mittag kam die kleine Tochter der Leute, welche mit der Kuh auf der Waide gewesen war, zurück, und unsere Reisenden wunderten sich, ein Kind zu sehen: denn Abends war sie schon zu Bette gewesen und Morgens vor ihnen aufgestanden und fortgegangen. Es fiel ihnen auch auf, daß die alten Leute, die beide mit einander wohl so alt sein mochten als Rose, da er starb, noch so ein junges Töchterchen hatten, das höchstens 12 Jahre alt schien. Buyken gab aber bald den Aufschluß, daß das Mädchen nicht ihr eigenes Kind, sondern eine

Pflegtochter sei. Sie war sehr ärmlich aber reinlich gekleidet, hatte ein offenes Gesicht und helle, heitere Augen. Fragen, welche an sie gerichtet wurden, beantwortete sie in ihrem naiven Plattdeutsch mit bescheidenem Anstand. Die alten Leute nannten sie Martha. Aber wie erstaunte Frau Nelson, wie schlug ihr das Herz, wie zitterten ihr alle Nerven, als sie unversehens gewahr wurde, daß das Mädchen an Einem Ohre einen kleinen goldnen Ohrring trug, der gerade die Größe hatte, wie jener im Alexisbad ihnen zugekommene! In hastiger Eile fragte sie die alten Leute: „Woher habt Ihr das Kind?“ — „Es sind etwa 9 Jahre,“ erwiderte Bynken, „da kam eine Weibsperson aus dem nächsten Dorfe, die bei den Franzosen als Markietenderin gewesen und den Feldzug von 1806 mitgemacht hatte, in ihre Heimat zurück, legte sich nieder und starb nach wenigen Wochen. Sie hatte das Mädchen mit sich gebracht. Als sie gestorben war, wollte sich Niemand des armen Kindes annehmen. Da nahmen wir es in unser Haus auf, weil wir keine eigenen Kinder haben, und wir haben es seitdem wie eine eigene Tochter gepflegt und aufgezogen.“

Inzwischen war Herr Nelson, der draußen

dem arbeitenden Schmid zugehört hatte, in die Stube getreten, und die Mutter, mit mächtigen Empfindungen kämpfend und nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, deutete nur mit lebhafter Bewegung auf den Ohrring des Mädchens. Herr Nelson verstand sie nicht gleich; endlich preßte sie mit Mühe den Ausruf hervor: „Der Ohrring! der Ohrring!“ Herr Nelson, von ähnlicher Bestürzung ergriffen, holte seine Briefftasche hervor, suchte den Brief des Offiziers, nahm den Ohrring heraus, hielt ihn an den, welcher der kleinen Martha am Ohre hing, und rief: „Er ist's! er ist's!“ Nun erst bemerkten sie auch die Ähnlichkeit zwischen Lina und Martha; und die Mutter, von welcher Martha, die von alle dem nichts begriff, gerade abgewendet stand, rief: „Natalie!“ Das Mädchen, in welchem bei diesem Namen eine alte schlummernde Erinnerung aufzuwachen schien, wandte sich verwundert um, und blickte der Mutter in's Angesicht. „Sie ist's! sie ist's!“ rief diese aus vollem Herzen, und drückte sie mit aller Mutterzärtlichkeit und unter heißen Thränen an ihre Brust. „Es ist unsere Tochter!“ jubelte der Vater gegen die erstaunten alten Leute hin, und nahm Natalie in seine Arme. Das arme Mäd-

ben, das nun von Eltern und Geschwistern mit tausend Küssen bedeckt wurde, wußte gar nicht, wie ihm geschah, und steng an bitterlich zu weinen. Sie merkte, daß man sie von ihren Pflegeeltern, welche ihr sehr lieb waren, trennen wollte, und auch diese wurden bei dem Gedanken betrübt. Als der erste Sturm vorüber war, lag es Herrn Nelson zuerst an, genauere Nachrichten über die Art und Weise einzuziehen, wie die Marktenderin in den Besitz des Kindes gekommen sei. Allein Buyken hatte sie selbst nicht gekannt, und man mußte sich erst in dem benachbarten Dorfe darüber unterrichten lassen. Buyken gieng gleich hinüber, befragte diejenigen, welche die Verstorbene näher gekannt hatten, konnte aber nur folgende Umstände erheben. Die Marktenderin hatte nach der Schlacht bei Jena unter andern Flüchtlingen auch das kleine Mädchen angetroffen, das sie um Brod bat, und nachdem sie ihm ein Stück gegeben, nicht mehr von ihr weichen wollte. Sie entschloß sich endlich, das Kind bei sich zu behalten, und da sie bald darauf die Armee verließ, nahm sie es mit in ihre Heimat. Sie hatte sich zwar nach den Eltern desselben erkundigt; aber Niemand konnte ihr etwas von denselben sagen, und die Zei-

tungen las sie nicht. Ueber den Offizier, und wie derselbe zu dem Ohrring gekommen, fand sich weder jetzt noch späterhin ein Aufschluß. Herr Nelson erzählte nun den alten Leuten die Geschichte von dem Verlust seiner Natalie, und wie er den Ohrring von dem Offizier erhalten habe, und sie überzeugten sich dadurch vollständig, daß er auf Martha, die nun wieder Natalie hieß, die rechtmäßigsten Ansprüche habe. Schwerer hielt es bei Martha selber, ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß sie ihre Pflegeeltern verlassen und mit den unbekanntem Leuten ziehen müsse. Eines großen Feuers konnte sie sich zwar aus ihren frühesten Jahren erinnern, sonst aber war alles in ihrem Gedächtniß verlöscht, wie die Inschriften auf einem alten Grabstein im Chor der Kirche. Aus ihrem einfachen Leben herauszutreten, und ihre Pflegeeltern, die sie immer als wirkliche Eltern betrachtet hatte, zu verlassen, schien ihr eine schwere Aufgabe, und sie weinte in Einem fort. Die Eltern aber kehrten sich daran nicht viel, und dachten daran, es besser zu bekommen, könne man sich leicht gewöhnen, auch hatte Herr Nelson gleich den Entschluß gefaßt, die alten Leute zu überreden, daß sie mit in

seinen Wohnort ziehen möchten, um seiner wiedergefundenen Tochter die Trennung von ihrer bisherigen Heimat zu erleichtern. Das kostete aber große Mühe. Ein alter Baum, der mit so vielen und starken Wurzeln im Boden angewachsen ist, läßt sich schwer versetzen. Alle Versprechungen einer angenehmen Wohnung mit allen Bequemlichkeiten und eines sorgen- und mühelosen Lebens wollten nichts bei dem alten Buysen versfangen, und nur der Gedanke, ihrem lieben Pflegekind ferner nahe zu sein, gab endlich den Ausschlag; denn die Besorgniß, das reich und vornehm gewordene Kind werde sich ihnen bald entfremden, beunruhigte sie nicht. Die eitle Mutter hatte keine Ruhe, bis sie ihre Natalie so gekleidet sah, wie es ihrem Stande gebührte; und so sehr sich das gute Mädchen auch sträubte, mußte sie doch eines von Lina's Kleidern anziehen, das ihr nur wenig zu lang war. Sie benahm sich aber darin fast eben so unbeholfen, wie David in der Rüstung Sauls, und von dem eitlen Wohlgefallen an schönen Kleidern, Seide und Bändern, Gold und Silber, das bei jungen Mädchen sonst so gewöhnlich ist, zeigte sich bei ihr keine Spur. Die kleinen goldnen Ohrringe

hatte sie schon als Kind bekommen, weil sie an bösen Augen litt; außerdem aber kannte sie das Gold nur vom Hörensagen, und die stille Einförmigkeit und zufriedene Armuth bei ihren Pflegeeltern betrachtete sie als ein Glück, für das ihr nirgends ein Ersatz geboten werden könne. Als sie hörte, daß ihre Pflegeeltern mitziehen würden, tröstete sie sich wieder, und gab sich nun Mühe, ihre leiblichen Eltern lieben zu lernen, weil sie es als Pflicht erkannte, nicht weil sie das Herz dazu trieb, denn sie waren ihr ja fremd in jeder Beziehung.

Aber welcher Unterschied zwischen Lina und Natalie! Sie waren nun ganz gleich gekleidet, und die Aehnlichkeit der Gesichtszüge wurde dadurch noch viel deutlicher hervorgehoben; allein von dem Anstand einer gewandten, tanzkundigen und nach allen Seiten gebildeten Stadtdame war freilich bei Natalie nichts zu sehen. Ihre Bewegungen waren gelenkig und anständig, wie sie das unverdorbene natürliche Gefühl lehrt, aber doch ein wenig eckig und unbeholfen. Ihr Gesicht war blühend und gesund, aber viel kräftiger und voller, und ihre Glieder viel musculöser als Lina's. Auch hatte sie, wie der Knabe David, eine bräunliche

Farbe, die sie dem großen Färbermeister auf der Haide verdankte. Man konnte Lina vergleichen mit einem Bild in feinem Stahlstich, und Natalie mit einem guten Holzschnitt, die beide nach demselben Gemälde gearbeitet sind. Lina sprach ein feines Deutsch und ein geläufiges Französisch; Natalie konnte brav Plattdeutsch reden, und verstand auch Hochdeutsch, weil sie viel gelesen hatte und in der Kirche das Hochdeutsche hörte. Lina verstand schön zu zeichnen, zu sticken, Klavier und Guitarre zu spielen und Complimente zu machen; Natalie konnte eine Suppe kochen, die Kuh weiden und melken, und einen Kranz aus Haideblumen flechten. Eins aber verstand Natalie, was alle Künste und Fertigkeiten ihrer Schwester aufwog, und was diese nicht konnte, — sie verstand zu beten. Ich will nicht sagen, daß Lina und ihre Geschwister gar nicht gebetet haben; sie beteten auch; aber es waren nur leere, schön klingende Worte aus einem zierlich gebundenen Gebetbuch. Natalie aber konnte aus dem Herzen beten, und sie übte diese Kunst fleißig.

Der alte Buyken und seine Frau waren fromme Leute, die in ihrer Jugend noch manch-

mal die Versammlungen des frommen Gerhard Ter-Steegen besucht hatten und gar viel auf das Bibellesen hielten. Ihre Bibliothek war nahe beisammen, und bestand außer der Bibel und einem Gesangbuch in Arndts „Wahrem Christenthum“ und Thomas von Kempis Büchlein „Von der Nachfolge Christi“. Das waren auch die einzigen Schriften, welche zum Unterricht der kleinen Martha benützt wurden. Da die nächste Schule ziemlich weit entfernt war, so lehrte sie ihr Pflegevater selbst lesen und schreiben, so gut er konnte, und unterrichtete sie in der Lehre des Heils. Es war ihm darum zu thun, daß sie den Heiland kennen lernen und ein seliges Kind werden möchte, damit ihr der Verlust, den sie durch die Trennung von ihren Eltern erlitten hatte, ersetzt würde. Zu diesem Ende lehrte er sie auch selbst beten, und betete mit ihr und für sie. Sie las sehr gern, und hatte bereits alle Bücher ihrer Pflegeeltern mehrmals ganz durchgelesen, besonders aber die Bibel: denn wenn sie am Lesen war, störte sie Buxten nicht, wenn's auch sonst etwas in der Haushaltung für sie zu thun gegeben hätte. Wenn sie Morgens auf die Waide gieng, nahm sie ein kleines Lieder-

buch mit, das ihr Pfliegvater in Wesel gekauft hatte, und lernte die Lieder nach und nach auswendig. Zuweilen kniete sie dann auch hinter einem Gebüsch nieder und betete zu dem Heiland, den sie lieben gelernt hatte.

Ihr werdet nun schon merken, worin der größte Unterschied zwischen den Geschwistern bestand, noch ehe sie dessen gewahr wurden. Alfred, Lina und Elise verstanden nur etwas von den Dingen der Welt und hatten für ihre Schönheiten offene Augen; Natalie aber wußte mehr von der unsichtbaren Welt, und hatte offene Glaubensaugen, die bis in den Himmel reichten.

Der Aufbruch konnte natürlich unter diesen Umständen nicht so schnell geschehen, und jedenfalls mußte man auch diesen Tag noch in der Hütte zubringen, die nun durch das glückliche Zusammentreffen mit der verlorenen Tochter Allen um so lieber geworden war. Als es Abend wurde, fragte Natalie ihre Schwestern, ob sie auch ein Abendlied auswendig wüßten. Elise brachte folgendes Lied aus dem Gedächtniß vor:

Wie ist mir doch so wohl zu Muth  
In meinem kleinen Bette!

Ich schlafe hier in sicherer Hut  
Auf wohlverwahrter Stätte.

Der schöne Tag ist nun herum  
Mit allen seinen Freuden:  
Ein gutes Kind sieht froh sich um  
Nach allen Augenweiden.

Wir hüpfen hin, wir hüpfen her,  
Um Blumen uns zu pflücken;  
Wir schiffen auf dem Lebensmeer  
Mit hoherfreuten Blicken.

Zur Arbeit frisch, zum Lernen auch,  
Zum muntern Spiel nicht minder:  
Das ist alltäglich unser Brauch;  
So halten's gute Kinder.

Heut wandern wir durch Berg und Thal;  
Ringsum ist alles heiter:  
Da singen Vögel ohne Zahl;  
Da blühen Gras und Kräuter.

Und morgen sitzen wir am Buch,  
Und lernen tausend Sachen;  
Und stecken Bilder in ein Tuch,  
Und lernen Blumen machen.

Jetzt legen wir uns müd' zur Ruh'  
Vom Lernen und vom Spiele,  
Und schließen unsre Augen zu  
Auf unsrem weichen Pfüble.

Ein neuer Tag bricht morgen an  
Mit neuer Lust und Wonne:

Dann weckt uns, wie wir heut' ihn sah'n,  
Der Strahl der Morgensonne.

„Aber da steht ja gar nichts vom Heiland  
darin,“ sagte Natalie, „kein Dank gegen Gott  
und keine Bitte um Bewahrung. Das sollten  
doch Christenkinder nicht vergessen.“

Die Kinder sahen einander verwundert an,  
und fragten, ob sie denn ein schöneres Abend-  
lied wisse.

„Ob's euch gerade schöner vorkommen wird,“  
erwiederte Natalie, „das weiß ich nicht; aber  
es dünkt mich doch, es passe besser für ein  
Christenkind als das eurige.“

„Nun so laß es einmal hören!“ sagte Alfred.  
Natalie sagte mit gefalteten Händen folgen-  
des Lied her:

Halte selber bei mir Wacht,  
Freund der Menschenseelen!  
Dich will ich in dunkler Nacht  
Mir zum Hüter wählen.

Du, Herr, führtest heute mich  
Mit getreuen Händen;  
Wollst auch jetzt, ich bitte Dich,  
Dich nicht von mir wenden.

Gutes und Barmherzigkeit  
Hast Du mir erwiesen;

Deine Huld sei jederzeit  
D'rum von mir gepriesen.

Schüttest treu mich in Gefahr,  
Die ich selbst nicht wußte;  
Wo ich schon am Abgrund war,  
Wo ich fallen mußte.

Ach verzeih' nach Deiner Huld,  
Wo ich mich versündigt!  
Du vergibst ja gern die Schuld,  
Wie Dein Wort verkündigt.

Trag' mich, Heiland, fernerhin  
Auch auf Deinen Armen!  
Schenk' mir einen Himmelsstern;  
Hilf mir aus Erbarmen!

Wollest mich in dieser Nacht  
Sanft in Schlummer wiegen;  
Laß mich, wann ich aufgewacht,  
Dir am Herzen liegen!

Führst du aber meinen Lauf  
Heute noch zu Ende;  
O so bringe mich hinauf  
In des Vaters Hände!

Den Kindern mißfiel das Lied nicht, obgleich die Gesinnung, welche es ausspricht, ihnen ganz fremd war. Sie baten daher am folgenden Morgen ihre Schwester, ihnen auch ein solches Morgenlied zu singen. Natalie sang aus ihrem

Liederbüchlein mit ihrer kunstlosen aber schönen  
Stimme folgendes Lied:

Der Tag ist neu erstanden;  
Verschwunden ist die Nacht;  
Und aus des Schlafes Banden  
Ist frisch die Welt erwacht.

Der Dampf der Thäler steigt  
Empor im Sonnenstrahl;  
Die Morgenwärme neiget  
Sich mild hinab in's Thal.

Es öffnen sich die Kelche  
Der Blüthen in dem Hain,  
Der stillen Blumen, welche  
Gewedt der Sonnenschein.

Laß, Herr, mir auch erscheinen  
Dein ew'ges Sonnenlicht;  
Ich bin ja von den Deinen:  
O Herr, versag' mir's nicht!

Laß auch den Nebel schwinden,  
Der aus dem Herzen steigt,  
Und mich die Wärm' empfinden,  
Die Deine Näh' bezeugt.

Bis sich der Kelch erschließet  
In meines Herzens Blum',  
Und sich Dein Licht ergießet,  
Herr, auf Dein Eigenthum!

Nur noch Eines von den Liedern, die in Nataliens Liederbüchlein standen, will ich euch hersehen, weil gerade dieses durch den Contrast mit ihren eigenen Empfindungen und Erfahrungen einen besondern Eindruck auf die Kinder machte. Es ist das Danklied eines Christenkindes:

Ach! wie soll ich g'nug Dich preisen,  
Vater der Unmündigen?  
Täglich sollt' ich mich befleiß'n,  
Dein Lob zu verkündigen.

Leben hast Du mir verliehen,  
Mich in diese Welt geschickt,  
Wo so viele Blumen blühen,  
Die der Sonne Strahl geschmückt.

Und vor tausend Heidenkindern  
Hast Du gnädig mich erseh'n,  
Daß ich nicht — wer könnt' es hindern? —  
Darf im Heidenlande steh'n.

Frühe schon, noch eh' ich dachte,  
Hat mich Deine Guld beglückt,  
Hat die Hand, die Alles machte,  
Mir Dein Siegel aufgedrückt.

In Dein Haus, vor die Gemeinde,  
Trug den Säugling man hinein,  
Um, als ich noch kindisch weinte,  
Mich zu Deinem Kind zu wei'hn.

Und das Erste, was ich hörte,  
War der süße Jesusnam';  
Bis man nach und nach mich lehrte,  
Wie Dein Sohn vom Himmel kam;

Wie Er lebte, wie Er zeugte,  
Wie Er Wunder that und litt,  
Sich vor Dir gehorsam beugte,  
Und im Tod das Heil ertritt:

Wie Er von dem Tod erstanden,  
Und hinauf zum Throne stieg;  
Wie Er aus des Todes Banden  
Uns befreit durch Seinen Sieg.

Und ich lernte Jesum lieben,  
Und im Lieben selig sein;  
Sehe nach dem Kleinod drüben,  
Bis ich geh' zum Himmel ein.

Aber ach so viele Seelen,  
Hundert, Tausend, ohne Zahl,  
Müssen sich in Blindheit quälen,  
Haben keine andre Wahl!

In der Nacht des Götzentruges  
Steh'n sie trostlos ohne Licht;  
Etwas Wahres, etwas Kluges  
Finden sie von selber nicht.

Wer hat mich denn vorgezogen,  
Daß ich weiß den Lebenspfad?  
Du warst huldreich mir gewogen;  
Also war's Dein Gnadenrath!

Sei gepriesen, ew'ge Liebe,  
Daß ich darf Dein eigen sein!  
Wenn ich Dir nicht dankbar bliebe,  
Ach! wer könnte mir's verzeih'n!

---

5.

Auf den folgenden Tag war die Abreise beschlossen. Buyken sollte sein kleines Eigenthum in den nächsten Tagen zu verkaufen suchen, und dann noch vor Anbruch der rauhen Jahreszeit mit seiner Hausmutter auf dem Postwagen nachkommen. Diese Hoffnung erleichterte den Abschied, obgleich es den alten Leuten eben so schwer wurde wie Natalien, sich für so lange Zeit wie noch nie von einander zu trennen. Doch gieng es nicht ohne Thränen ab, besonders von Seite Nataliens, die sich noch nicht so an ihre Eltern gewöhnt hatte, und die, so sehr sie sich auch Mühe gab, ihnen recht gefällig zu sein, doch immer noch etwas Fremdes zwischen sich und ihnen bemerkte, ohne recht zu wissen, was es sei. Zuerst gieng es nach Duisburg, um dort die gebrochene G-Feder wieder machen zu lassen,

und dann am linken Rheinufer hinauf über Düsseldorf nach Deuz und Cöln. Wegen des Platzes im Wagen gab's keine Verlegenheit; denn da sie mit drei Pferden fuhren, und der Postillon somit den Kutschbock nicht brauchte, so hatte sich Alfred diesen Platz ausersehen, wobei er zwar das Gespräch mit den Seinigen einbüßte, aber dafür die schöne Aussicht durch das unvergleichliche Rheinthäl gewann. Ueberdieß war der Wagen so geräumig, daß Elise wohl noch zwischen Vater und Mutter Platz hatte, wenn es etwa draußen regnete oder Morgens und Abends kühl war.

Als sie eine Zeitlang stillschweigend im Wagen gefessen waren, die Eltern versunken in Gedanken über die seltsame Geschichte der letzten Tage, Lina darüber grübelnd, ob Natalie in Zukunft mit ihr oder mit Elise die Lehrstunden theilen werde, Elise sich freuend, daß es nun wieder weiter gieng, und Natalie mit ihrem Herzen immer noch in der kleinen Hütte ihrer Pflegeeltern: — steng endlich Herr Nelson an: „Es ist doch ein recht sonderbarer Zufall, daß uns die G-Feder gerade in der Nähe der Hütte brach, in welcher wir Natalie wieder fanden.“

Mutter. Ja, und daß Alfred sich im Harz verirrete, wodurch wir veranlaßt wurden, im Alexisbad zu übernachten: denn sonst hätten wir den Ohrring nicht bekommen und hätten auch in der armen Martha unsre Natalie nicht wieder erkannt.

Natalie. Aber gerade deswegen meine ich, es sei kein Zufall, sondern eine wunderbare Führung Gottes. Es fällt ja kein Haar von unsrem Haupte ohne den Willen Gottes, wie viel weniger wird eine Feder brechen ohne Seinen Willen!

Vater. Wenn's so wäre, so müßte man ja auch sagen, es sei der Wille Gottes gewesen, daß die Franzosen dich raubten und eine Markstenderin dich entführte.

Natalie. Ich kann es auch glauben, daß ich nach dem Willen Gottes zu meinen Pflegeeltern gekommen bin.

Mutter. Denkst du denn gar nicht daran, wie viele Schmerzen und Thränen es deine Eltern kostete, dich zu verlieren, wie viele schwere Stunden sie deswegen durchmachen mußten, und wie viel Gutes du selber dadurch versäumt hast, was du daheim hättest lernen können? Meinst du denn, das habe Gott so haben

wollen, der doch Seinen Geschöpfen immer das Beste gönnt?

Natalie. Ich habe doch das Wichtigste bei meinen Pflegeeltern gelernt, Beten und Arbeiten, und wer das kann, der kommt überall durch die Welt. Und daß Ihr, liebe Eltern, wegen meiner so viel Sorge und Noth hattet, thut mir zwar sehr leid; aber mein Pflegevater sagte oft: „Gute Tage sind den Menschen nicht so gesund, als Kreuz und Leiden.“

Lina. Damit halt' ich's nicht. Mir ist's doch immer lieber, wenn mir's gut geht, als wenn ich in Noth gerathe.

Natalie. Mir ist's auch lieber, aber in der Bibel steht: „Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Armuth und Reichthum, Leben und Tod.“ Und weil Gott die Menschen lieb hat, so muß es doch für einen Menschen gut sein, wenn ihm Gott Unglück zuschickt.

Vater. Aber gerade daran siehst du ja, daß auch die Bibel einen Unterschied macht zwischen Glück und Unglück. Du wirst es doch nicht ein Glück nennen wollen, daß du so in die Fremde verschlagen wurdest?

Natalie. Ich denke, es gibt zweierlei Glück und zweierlei Unglück; eins für den innern Men-

ſchen und eins für den äußern. Was dem äußern Menschen ein Unglück zu ſein ſcheint, das kann für den innern Menschen heilsam werden. Es ſteht auch in der Bibel: „Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.“

Mutter. Das wiſt du ſchon noch anders anſehen lernen. Aber ſage mir, ſiehſt du es wirklich als ein Glück an, daß du deine Kinderjahre in der armseligen Hütte und beim Viehhüten haſt zubringen müſſen?

Natalie. Wenigſtens habe ich mich nie unglücklich gefühlt, weil ich nichts Bette- res kannte.

Mutter. Und meinteſt du nicht, es wäre beſ- ſer für dich geweſen, wenn du dieſe Jahre bei deinen Eltern hätteſt verleben dürfen?

Natalie. Ich weiß, daß Sie mich herzlich lieben, und daß es mir bei Ihnen gewiß an kei- nem Guten würde gefehlt haben. Aber ich weiß auch, daß Gott mich noch mehr liebt, als meine Eltern, und daß Er mich aus Liebe dieſen Weg geführt hat.

Mutter. Das kann ich noch nicht glauben, und wenn du einmal die Vortheile einer beſſeren Erziehung wiſt ſchätzen lernen, dann wiſt du die Sache auch anders anſehen.

Natalie. Ich werde mich wenigstens bemühen, Ihnen durch Liebe und Folgsamkeit die Sorge, die Sie um mich ausgestanden haben, einigermaßen zu vergüten.

Unter allerlei ähnlichen Gesprächen fuhren sie durch das schöne Rheinthal hinauf, bewunderten in Cöln die vielen alten, großen Kirchen und den herrlichen Dom, und weiter hinauf die wunderschöne Landschaft, die sich mit jeder Stunde anders gestaltete. Alfred wollte von seinem Sitze gar nicht mehr herunter, und bedauerte nur, daß sie nicht alle zusammen auf dem großen Rheinschiff saßen, das neben ihnen den Strom hinauffuhr; denn dann hätte er sich doch nicht allein an allen den Schönheiten ergötzen dürfen. Eine Freude, die man allein genießt, ist nur eine halbe Freude. Ueber die Breite des Rheins bei Mainz wunderte er sich nicht; hatte er ja doch das große Meer gesehen. Auch das lebhafteste Treiben in Frankfurt fiel ihm weniger auf, weil er sich an das große, volkreiche Amsterdam erinnerte.

Von Frankfurt aus kamen unsre Reisenden nach wenigen Tagen wohlbehalten in die Heimat. Man wußte es zu Hause schon, daß Natalie wieder gefunden worden war und mit-

kommen werde; denn Herr Nelson hatte es seinem Schwager, dem Amtmann, geschrieben, weil er wußte, welch ein großer Trost diese Nachricht für ihn sein würde. Derselbe hatte sich auch an dem Abend, da man die Reisenden erwartete, in dem Hause des Herrn Nelson eingefunden und einen feierlichen Empfang veranstaltet. Als der Wagen Abends um 8 Uhr vor das Haus fuhr, war es glänzend erleuchtet; alle Hausgenossen und mehrere der nächsten Freunde aus dem Städtchen hatten sich versammelt; ein festlicher Chorgesang erschallte oben vom Treppengeländer herab, und das Wohnzimmer, in welches sie eintraten, war mit Gewinden von Eichenlaub und mit Kränzen von Herbstrosen, Asters und andern spätblühenden Blumen ringsum behängt. Die Kinder jauchzten vor Freude; Natalie blickte in stiller Verwunderung umher; der Onkel aber, aus dessen Hause sie geraubt worden war, beobachtete sie, nachdem die ersten Begrüßungen vorbei waren, mit aufmerksamen Blicken, und schien Spuren von Aehnlichkeit mit dem Bild, das in seinem Gedächtniß lebte, in ihren Zügen zu suchen. Er fand keine; auch sie konnte sich des Onkels nicht mehr erinnern. Dagegen kannte sie noch ein altes Wiegenpferd

auf dem sie ihren Bruder oft hatte reiten sehen, und von dem sie einmal heruntergefallen war.

Der Abend wurde in fröhlichen Gesprächen zugebracht, nachdem Herr Nelson von seinem Verwalter die beruhigende Versicherung erhalten hatte, daß im Geschäft alles in Ordnung sei. Endlich erinnerte man die Reisenden, daß sie der Ruhe bedürftig seien, nachdem sie vom frühen Morgen an bei unfreundlicher Witterung unterwegs gewesen waren. Für Natalie hatte man in Lina's Zimmer ein Bette zurecht gemacht, und während Lina, die sehr schläfrig war, sich beeilte, in's Bett zu kommen, kniete Natalie vor ihrem Stuhle nieder. „Was machst du denn da?“ fragte Lina. „Beten will ich,“ erwiderte Natalie, „und Gott danken, daß Er mich wieder zu meinen Eltern und Geschwistern in die Heimat gebracht und uns auf der Reise vor allem Unglück bewahrt hat.“ — „Nun,“ dachte Lina, „sie hat freilich Ursache dazu, für ihre Erlösung aus dem Bettelleben dankbar zu sein, wenn's gleich sonderbar ist, daß sie dazu auf die Kniee fällt. Sie hätte ja auch im Bette beten können. Nun das wird schon aufhören.“ Am folgenden Abend betete aber Natalie wieder auf den Knien, ohne jedoch laute Worte zu machen. Lina

verwunderte sich, sagte aber nichts. Am dritten Abend, als Natalie eben niedergekniet war, fragte Lina: „Betest du denn jeden Abend so auf den Knien?“ — „Freilich,“ sagte Natalie, „ich habe ja jeden Tag Ursache genug, dem Heiland für Seine Gnade und Bewahrung zu danken und Ihn um Seinen Schutz in der kommenden Nacht zu bitten.“ Lina schwieg, und legte sich nachdenklich zu Bette. Am nächsten Abend sagte Natalie zu ihrer Schwester: „Warum betest denn du nicht auch zum Heiland?“ — „Man hat uns das nicht gelehrt,“ antwortete Lina, „die Eltern beten auch nicht, und meine Gouvernante, die in meinem Zimmer schlies, habe ich nie auf den Knien beten sehen. Wahrscheinlich beten nur arme und gemeine Leute so; aber die gebildeten und wohlhabenden wissen, daß der Himmel nicht auf unsere Gebete wartet, um uns Gutes zu thun.“

Natalie. Aber der Heiland hat es uns ja befohlen, zu beten, und wie kann man denn ohne Gebet selig werden und in den Himmel kommen.“

Lina. Den Tugendhaften und Rechtschaf-

fenen wird Gott den Himmel nicht versagen. So hat mich mein Lehrer versichert.

Natalie. Aber wie wird's dann den Sündern gehen? Wir sind ja sündige Menschen. Oder hast du das noch nie erfahren, daß dein Herz auch sündig ist? Bist du nie ungehorsam gewesen?

Lina. O was den Gehorsam betrifft, da darfst du die Eltern fragen; ich thue alles, was ich ihnen an den Augen ansehe. Und die kleinen Vergehungen, die bei allen Menschen vorkommen, wird Gott schon vergeben; Er ist ja barmherzig und weiß, daß wir schwache Menschen sind.

Natalie. Er ist freilich barmherzig und vergibt Sünden, aber nur denen, welche Ihn um Vergebung bitten. Hast du denn das schon gethan?

Lina. Das eben nicht; aber es hat mir auch noch Niemand solche Vergehungen vorgehalten.

Natalie. Wenn nun meine Pflegeeltern hieher kommen, die so viel Gutes an mir gethan und mich wie ein eigenes Kind behandelt und verpflegt haben, und ich würde nie nach ihnen sehen, sie nie besuchen, ihnen nie ein

freundliches Wort geben, wie müßte man ein solches Benehmen heißen?

Lina. Man würde es mit Recht einen unverzeihlichen Undank nennen.

Natalie. Nun denke einmal, wie viel mehr der Heiland für uns Alle gethan hat, als meine Pflegeeltern für mich; wie Er aus Liebe für uns Sein Blut vergossen hat und am Kreuz gestorben ist, und doch fällt dir's nicht ein, Ihm dafür zu danken! Meinst du, das sei keine Sünde?

Lina. An das habe ich noch nie gedacht; aber man hat mich auch noch nie darauf aufmerksam gemacht, und ich bin daher unschuldig.

Natalie. Ich habe dir's wenigstens jetzt gesagt, und bitte dich, darüber nachzudenken.

Lina ließ sich das gesagt sein; sie fühlte wohl, daß etwas Wahres daran sei: denn sie war von Natur ein gutmüthiges Mädchen; es ärgerte sie aber doch ein wenig, daß ihre jüngere Schwester, die nichts konnte als lesen und schreiben, etwas besser wissen sollte als sie, da sie doch so viel gelernt hatte. Sie wurde bald gewahr, daß Natalie alles, was sie mehr wußte als sie, aus der Bibel gelernt hatte, und entschloß sich daher, auch in der Bibel

zu lesen, um bei solchen Gesprächen Red' und Antwort geben zu können. Sie steng beim Neuen Testamente an, und fand bald vieles darin, was ihr bisher ganz unbekannt geblieben war. Ihre Neugierde wurde immer größer, und sie ruhte nicht, bis sie mit dem ganzen Buche zu Ende war. Sobald Natalie merkte, daß Lina in der Bibel las, redete sie nichts mehr mit ihr über diesen Punkt, und dachte, sie werde da schon die Wahrheit finden. Eines Abends sagte Lina, als sie auf ihr Schlafzimmer gekommen waren: „Willst du nicht auch einmal mit mir beten?“ Voll Freude sagte Natalie: „Von Herzen gern, liebe Lina.“ Sie knieten nun miteinander nieder, und Natalie betete mit kindlich einfachen Worten zum Heiland, Er möge sich doch auch ihrer Schwester zu erkennen geben als Den, der es werth ist, von allen Menschen über Alles geliebt zu werden. Lina betete nicht, forderte aber mehrere Tage nacheinander ihre Schwester auf, mit ihr zu beten. Einmal überraschte Natalie ihre Schwester, wie sie Nachmittags in ihrem Zimmer auf den Knien lag und weinte. Sie freute sich darüber, sagte aber nichts, weil Lina auch nichts sagte.

Unterdessen war auch die neue Gouvernante angekommen, welcher hauptsächlich der Unterricht Nataliens und Elisens übertragen wurde. Natalie mußte bei Allem von vorn anfangen, und es kostete sie große Mühe, bis sie es nur so weit brachte, als ihre jüngere Schwester. Aber da sie treffliche Anlage hatte und ihr Verstand schon zu einer gewissen Reife gediehen war, so gieng es bei ihr viel schneller mit dem Lernen, und die Lehrerin war mit ihren Fortschritten außerordentlich zufrieden. Ebenso auch der neueingetretene Hauslehrer, der den Unterricht in der Religion, Arithmetik, Geschichte und Geographie zu besorgen hatte. Nur in den Religionsstunden wollte es nicht recht gehen. So oft er etwas sagte, was nicht im Wort Gottes begründet war, hielt ihm Natalie einen Bibelspruch entgegen, und brachte ihn dadurch manchmal sehr in Verlegenheit, weil er doch nicht läugnen konnte oder wollte, daß die Bibel Gottes Wort sei. Zu gleicher Zeit hatte die Gouvernante einmal bemerkt, daß die beiden älteren Mädchen mit einander auf den Knien beteten, und hielt es für ihre Pflicht, die Eltern darauf aufmerksam zu machen, da sich so etwas für gebildete Leute nicht schicke. Der Hauslehrer bekräftigte dieß,

und äußerte auch seine Verlegenheit, daß Natalie für alle aufgeklärten Religionsansichten unzugänglich sei. Die Eltern wurden besorgt; sie wollten aus ihren Kindern keine Betschwestern machen, und fürchteten sich sehr vor der Schande, wenn es bekannt würde, daß in ihrem so angesehenen Hause Jemand auf den Knien bete. Sie machten ihren Kindern Vorstellungen darüber und ermahnten sie, diese unschickliche Sitte aufzugeben. Die beiden Töchter aber wußten sich in aller Bescheidenheit bestens zu verantworten, und beriefen sich immer wieder auf das Wort Gottes, gegen welches die Eltern nicht wagten etwas einzuwenden.

Während dieses Vorgangs, war der alte Buyfen mit seiner Gattin bereits in dem Wohnorte der Familie angekommen und mit aller Freundlichkeit, von Natalien aber mit großer Herzensfreude empfangen worden. Man hatte ihnen eine artige Wohnung in einem Hinterhause angewiesen, und brachte ihnen die Kost täglich aus der Küche des Hauses. Da der Alte nicht unthätig sein wollte, so hatte man ihm die Besorgung des Gartens übertragen; denn er war in seiner Jugend einmal mehrere Jahre lang als Gärtner bei einem gräflichen Hause in Cleve an-

gestellt gewesen. Harte Arbeit brauchte er nicht selbst zu verrichten, da er noch einen Gartenknecht unter sich hatte; und so fand er nun, was er in seinem Alter bedurfte, Ruhe und Beschäftigung, so viel er wollte.

Das kleine Hinterhaus, in welchem der alte Buyken wohnte, hatten sich Lina und Natalie bald zum Zufluchtsort ausersehen, wo sie in ungestörter Stille in der Bibel lesen und sich miteinander über das Gelesene besprechen konnten. Der gute Pflegevater, ein warmer Freund des Heilands, hatte eine herzliche Freude daran, als er sah, wie Lina, sonst ein ganz eitles Mädchen, immer ernster wurde und immer entschlossener, auf dem Weg der Seligkeit zu wandeln. Aber auch das gefiel der Gouvernante nicht, daß die Mädchen bei den gemeinen, ungebildeten Leuten so viel Zeit zubrachten; und sie wußte es durch ihre Vorstellungen bei den Eltern so weit zu bringen, daß sie es der Lina untersagten, während man es natürlich Natalien nicht verbieten konnte. Lina war so gewohnt, auf Wort und Wink gehorsam zu sein, daß sie auf Befehl der Eltern einen gelben und einen schwarzen Schuh neben einander angezogen haben würde, was doch gewiß für die weibliche Eitelkeit eine starke Zu-

muthung wäre; aber diese Forderung schien ihr doch zu hart, und sie erlaubte sich, in aller Bescheidenheit, Gegenvorstellungen zu machen. Der Streit gieng friedlich aus, und Lina durfte nachher wie vorher mit Natalien zu ihren Pflegeeltern gehen.

Ernsthafter wurde die Sache, als bald darauf Herr Nelson in dem großen Saal seines Hauses eine Ballgesellschaft gab, und Lina aufgefodert wurde zu tanzen. Sie hatte gerade an diesem Tage mit Natalien die Geschichte gelesen, in welcher erzählt wird, wie Johannes der Täufer in Folge eines Tanzes am königlichen Hofe enthauptet wurde, und es war dadurch in ihrem Herzen ein lebhafter Widerwille gegen das Tanzen erregt worden. Die Eltern baten sie, drangen in sie, fürchteten vor der großen Gesellschaft zu Schanden zu werden, wenn es kund würde, daß in ihrem Hause die Frömmigkeit Raum gewonnen habe; aber Lina konnte sich, so lange der Eindruck der schrecklichen Geschichte in ihrem Herzen noch so lebendig war, unmöglich dazu entschließen, ihre Tanzkunst gleich der Tochter der Herodias zur Schau zu tragen. „Ich habe nichts dagegen,“ sagte sie, „wenn andere tanzen, und nehme es ihnen nicht übel, wenn sie eine

Freude daran haben; aber mir ist es zuwider, und an einem Abend, wo Alles sich freut, wird man mir nicht zumuthen, daß ich allein etwas thun soll, was mir lästig ist.“ — Die Eltern waren sehr unzufrieden und verstimmt; es war das erste Mal, daß Lina einen so entschiedenen Ungehorsam bewies; und wo sie zwei zusammen flüstern sahen, argwöhnten sie gleich, man werde sich darüber aufhalten, daß ihre Tochter fromm geworden sei; obgleich die Leute ja nicht wissen konnten, warum Lina das Tanzen verweigerte.

Den andern Tag gieng Lina zu dem alten Bupfen, und fragte ihn, ob er ihr Benehmen billige. „Ich verstehe von euerm vornehmen Leben nicht viel,“ sagte Bupfen, „und kann mir wohl denken, daß man da, um kein Aergerniß zu geben, sehr viel Weisheit nöthig hat, damit man auf keiner Seite zu weit gehe. Es gibt aber eine allgemeine Regel für solche Fälle, nach welcher man sich am leichtesten zurecht findet, die heißt also: Alles, was ihr thut, es sei mit Worten oder mit Werken, das thut alles im Namen des Herrn Jesu Christi, und danket Gott und dem Vater durch ihn! Wenn also etwas, das man mir zumuthet, von der Art ist, daß ich es im Namen Jesu thun

kann, und daß ich Gott dafür danken kann, so darf ich es thun. Kannst du nun im Namen Jesu tanzen, etwa darum, weil der Gehorsam gegen die Eltern auch ein Gebot Gottes ist, und kannst du Gott dafür danken, daß er dir die Gnade gegeben habe, gegen deinen Willen und dein Wohlgefallen etwas zu thun, das deine Eltern wünschten, so ist's schon gut." — Lina war mit dieser Entscheidung nicht zufrieden, und meinte, sie wüßte nicht, wie sie es angreifen sollte, um im Namen Jesu zu tanzen. Den Christen gebühre es ja, daß sie sich nicht dieser Welt gleichstellen, und es sei ihnen befohlen, zu fliehen die vergängliche Lust der Welt. Auch stehe geschrieben, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Buylen schloß das Gespräch mit den Worten: „Wir haben beide Recht; ich muthe dir nichts zu, was du nicht kannst, und habe ja nur gesagt: Wenn du kannst. Uebrigens mußt du eben den Geist Gottes bitten, daß er dir Weisheit gebe, um in allen solchen Fällen immer das Rechte zu treffen.“

Die beiden Eltern kamen nun auf die Vermuthung, die Widerspenstigkeit ihrer Tochter komme von den Einflüsterungen des alten Buy-

ken her, und verboten ihr geradezu, ferner das Hinterhaus zu besuchen. Gegen dieses Verbot konnte Lina nichts einwenden, und unterwarf sich demselben gewissenhaft. Sie dachte: es kommt ja bald der Frühling, dann kann ich den Großvater (so nannten die Kinder den alten Buyken) im Garten sprechen, und den wird man mir doch nicht verbieten. Aber merkwürdig! Sobald die kleine Elise erfuhr, daß Lina nicht mehr in's Hinterhaus gehen dürfe, so erwachte in ihr die Lust, selbst nun um so fleißiger die alten Leute zu besuchen. Ihr wisset ja, daß das Verbotene immer einen stärkeren Reiz auf die Menschen ausübt, und habt gewiß auch schon die Geschichte von jenem Tuchhändler gelesen, der auf einem Jahrmarkt in einem kleinen Städtchen nur sehr wenig verkaufen konnte, und den Bürgermeister durch ein Geschenk bewog, mittelst öffentlicher Bekanntmachung zu befehlen, es dürfe niemand ihm Tuch abkaufen. Ehe eine Stunde verging, hatte er alles sein Tuch abgesetzt. Elise war zwar auch manchmal in's Hinterhaus gekommen, denn Buyken beschäftigte sich im Winter mit Holzschneizereien, was der Kleinen zuweilen Unterhaltung gewährte. Nun aber gieng sie regelmäßig mit

Natalien hinüber und hörte zu, wenn diese aus der Bibel vorlas. Es stand nicht lange an, so kam sie nicht mehr um Buysens oder um des Verbots, sondern um der Bibel willen; denn sie hatte Freude daran gefunden, und die Bemerkungen und Ermahnungen, welche der Großvater einzustreuen pflegte, waren ihr zu Herzen gegangen. Bald kam es so weit, daß auch Elise auf den Knien betete, aber so in der Stille und Verborgtheit, daß außer ihren Schwestern niemand etwas davon merkte. Diese aber gaben sich alle Mühe, um durch fleißiges Lernen und pünktlichen Gehorsam die Zufriedenheit ihrer Eltern sich immer mehr zu erwerben; denn wer den Heiland lieb hat, der läßt es auch an dem, was er den Menschen schuldig ist, niemals fehlen.

---

## 6.

Zwei Jahre lang gieng alles in ungestörter Ruhe vor sich. Nun aber kam eine Zeit der Prüfung und der Noth. Herr Nelson, der sich ein sehr bedeutendes Vermögen erworben hatte, fand es in dem kleinen Städtchen zu langweilig;

er sehnte sich nach einem andern Aufenthalt, wo es mehr Unterhaltung gäbe, Concerte, Bälle, Theater und dergleichen. Er dachte auch, in einer großen Stadt würden seine Töchter, die allmählig heranwachsen, viel leichter von ihren frommen Grillen geheilt, und das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, das ungeachtet der zarten Aufmerksamkeit der letzteren doch etwas gespannt worden war, wieder hergestellt werden. Sobald er daher eine Gelegenheit fand, sein Fabrikgeschäft auf eine vortheilhafte Weise zu verkaufen, zog er mit seiner Familie nach Dresden, wo er ein großes, schönes Haus kaufte, und sich ganz auf den Fuß eines reichen Mannes einrichtete. Die Pflegeeltern mußten nun freilich das Hinterhaus auch verlassen; aber nach Dresden wollten sie nicht, und das war Herrn Nelson insgeheim lieb; denn der Einfluß, welchen sie auf seine Kinder ausgeübt hatten, behagte ihm nicht. Er kaufte ihnen daher ein kleines, artiges Haus nebst einem Garten in dem Städtchen, und setzte ihnen einen ansehnlichen Jahresgehalt aus, mit dem sie ganz bequem leben konnten. Den Kindern wurde es freilich schwer, sich von den lieben Leuten zu trennen; aber es blieb nichts anderes übrig, und sie mußten sich mit

dem Versprechen begnügen, jährlich einmal auf 14 Tage einen Besuch in ihrem bisherigen Wohnort machen zu dürfen, zu welchem Ende sich Herr Nelson einige Zimmer in einem Nebenhause des Fabrikgebäudes beim Verkauf vorbehielt.

Der Abschied kostete auf beiden Seiten viele Thränen, und in den ersten Tagen hatten Lina, Natalie und Elise ein starkes Heimweh, das selbst durch das Wohlgefallen an allen Herrlichkeiten und Merkwürdigkeiten der schönen Königsstadt immer wieder hervorstach. Nach und nach wurden ihre Herzen ruhiger, und sie rechneten schon mit einander die Zeit aus, wo sie wieder zu den geliebten Großeltern auf Besuch kommen würden. Die drei Schwestern waren nun Ein Herz und Eine Seele. Sie beteten miteinander in der Stille; sie lasen miteinander im Wort Gottes und andern christlichen Schriften, und stärkten sich gegenseitig in den mancherlei Versuchungen zur Eitelkeit und Zerstreuung, welchen sie in ihrer Lage nicht ausweichen konnten. Dem Besuch der Theater, Bälle, Concerte und anderer Belustigungsorte konnten sie sich nicht entziehen; aber das Schlimmste dabei war, daß sich zuweilen in ihren eigenen Herzen ein Wohl-

gefallen an den sinnlichen und sündlichen Freuden der Welt regte, gegen das sie kämpfen zu müssen glaubten. Doch das Gebet half ihnen immer wieder aus der Noth heraus, und machte sie auf's Neue stark, sich nach den himmlischen Dingen auszustrecken, und das Kleinod, das uns vorgesteckt ist, im Auge zu behalten.

Herr Nelson hatte den größten Theil seines Vermögens in ausländischen Staatspapieren angelegt, bei welchen er etwas Namhaftes zu gewinnen hoffte. Das war aber ein sehr verfehltes Unternehmen. Ein großer Theil seines Eigenthums gieng durch solche Papiere, die sehr im Werth gesunken waren, verloren. Es war ihm unerträglich, nicht mehr so reich zu sein und auf einem so glänzenden Fuße leben zu können, wie bisher; er faßte daher den unglückseligen Entschluß, durch fortgesetzten Handel mit Staatspapieren wieder zu dem Verlorenen zu kommen, und verlor noch mehr. Nun gieng es ihm, wie den leidenschaftlichen Spielern, die immer hoffen, das Eingebüßte wieder zu gewinnen, und deswegen ihren letzten Heller auf's Spiel setzen. Er hatte, da er seine Verluste geheim hielt, noch Credit, und entlehnte beträchtliche Summen, um sich neue Staatspapiere kaufen zu können. Aber

das Unglück verfolgte ihn auf allen Schritten. Im Anfang gewann er wieder etwas, aber bald darauf gieng alles verloren. Er mußte die letzten Reste seines Vermögens zusammenraffen, sein Haus, seine Equipage und seine kostbaren Möbeln verkaufen, um nur seine Gläubiger befriedigen zu können; und nun war er ein armer Mann. Wie stürmisch es unter diesen Umständen in seinem Innern aussah, wie er mit besorgten, verzweifelten Blicken auf seine Kinder hinsah, die er glänzend auszustatten gehofft hatte, das läßt sich denken. Aber anstatt Vorwürfe von ihnen zu vernehmen, wie er erwartete, zeigten sie ihm die zärtlichste Theilnahme und suchten ihn zu trösten, so gut sie konnten. Das war ihm unbegreiflich: denn er wußte nicht, daß sie einen größeren, edleren Schatz gefunden hatten, der ihnen auch die Armuth versüßen konnte. Die Mutter hielt diesen heftigen Schlag nicht aus; sie nahm sich das Unglück, so tief erniedrigt zu sein, so zu Herzen, daß sie krank wurde und starb. Ihre Töchter, welche ihr Krankenlager nicht verließen und Tag und Nacht bemüht waren, ihr Trost aus dem Wort Gottes zuzusprechen, hatten die Freude, zu sehen, daß die Barmherzigkeit Gottes in Christo der letzte Anker war, an dem sich ihr gestrandetes

Schifflein hielt, und daß sie in dieser Hoffnung, wenn auch nicht fröhlich und getrost, doch gebeugt und zerknirscht in die Ewigkeit hinübergieng.

Die Kunde von dem großen Unglück, das Herr Nelson erlitten hatte, verbreitete sich bald wie ein Lauffeuer in der ganzen Gegend, und kam auch in das kleine Städtchen, wo Herr Nelson früher gewohnt hatte. Die Eindrücke waren sehr verschieden. Solche, die ihm vorher seinen Reichthum beneideten, äußerten sich nun schadenfroh über seinen Fall; die Armen, die er so reichlich unterstützt hatte, bedauerten ihn, niemand aber zeigte eine Geneigtheit, ihm durch kräftigen Beistand wieder aufzuhelfen: denn die Nachricht, daß er durch mißlungene Spekulationen im Papierhandel sich sein Unglück zugezogen habe, hatte die Theilnahme gelähmt; und die meisten sagten: „Warum ist er nicht auf seiner Fabrik geblieben, wo er alles im Vollauf hatte! Warum hat er sich vom Hochmuth verleiten lassen, unsere Stadt zu verachten und sich in der Residenz niederzulassen! Stolz kommt vor dem Fall.“ Nur der alte Bupfen benahm sich anders und besser. Er schrieb sogleich einen Brief an Herrn Nelson, lud ihn ein, zu ihm zu kommen, und sein Haus als sein Eigenthum zu betrachten. Es

werde ihm und den Seinigen gewiß nicht an dem Nöthigsten fehlen. Herr Nelson fand es freilich sehr demüthigend, an dem Ort, wo er früher der erste Mann gewesen und durch seinen Reichthum gegläntzt hatte, nun als ein heruntergekommener, armer Mann aufzutreten; aber seine Töchter ließen ihm keine Ruhe, bis er sich zu diesem schweren Schritte hergab.

Der alte Buyken hatte von Herrn Nelson, als er noch im Hinterhause wohnte und freie Kost genoß, jährlich noch 200 Thaler bekommen, und seit die Familie in Dresden wohnte, waren ihm jedes Jahr 300 Thaler geschickt worden. Bei ihrer einfachen Lebensart hatten die alten Leute von dem Gelde fast nichts gebraucht; ihr Garten hatte ihnen hinlänglich geliefert, was sie bedurften, und Buyken, der ein geschickter Gärtner war, konnte sich durch den Verkauf seiner Gartenerzeugnisse immer so viel Geld erwerben, als er bedurfte. Er hatte also das baare Geld, das er von Herrn Nelson erhielt, zusammengespart, und brachte ihm bei seiner Ankunft 1200 Thaler zu seiner freien Verfügung. Die Wohnung in dem Nebengebäude des Fabrikhauses besaß Herr Nelson auch

noch, und so war wenigstens für die erste Zeit gesorgt.

In seinem Herzen war aber in dieser letzten Zeit allerlei vorgegangen. Er sah, wie seine Töchter mitten in dem großen Unglück, das ihn fast zur Verzweiflung und seine Gattin unter den Boden brachte, eine ruhige Fassung behielten, ja sogar fröhlich waren, als sie wieder in die Nähe der lieben Großeltern kamen. Er konnte es nicht begreifen, daß die Zerstörung so glänzender Hoffnungen ihnen so wenig ausgetragen hatte; er fragte sie deswegen, woher sie die Kraft erhalten hätten, einem solchen schrecklichen Sturm zu widerstehen. Sie verwiesen ihn auf das Wort Gottes als die Quelle alles Trostes und Friedens, und auf das Gebet. Er fieng nun auch an, in der Bibel zu lesen, und merkte bald, daß er bisher nicht auf dem rechten Weg gewesen sei. Die Macht der Gnade Gottes kam über sein gebeugtes Herz, schenkte ihm Erkenntniß seiner Sünden, seiner Liebe zur Welt und Eitelkeit, und demüthigte ihn so, daß er als ein bußfertiger Sünder sich vor Gott niederwarf und ihn um Vergebung ansuchte. Der alte Buysen versäumte auch nichts, sobald er merkte, was in dem Manne vorgieng, und die drei Töchter freuten sich unaussprechlich, als sie

nun die Scheidewand zwischen ihrem Vater und ihnen gebrochen sahen, und mit ihm auch über himmlische Dinge frei und ungezwungen reden konnten. Herr Nelson lernte nun einsehen, daß auch ein Unglück zum Glück werden könne, und daß der schwerste Unfall seines Lebens dazu habe dienen müssen, ihm die große Liebe Gottes zu offenbaren. Von nun an wurde jeder Tag in dem kleinen Familienkreise mit gemeinschaftlichem Gebet angefangen und geendet. Die herzliche und zärtliche Liebe seiner Kinder versüßte dem Vater alle schweren Stunden, an welchen es freilich auch nicht fehlte; und sobald er sich recht vor Gott gedemüthigt hatte, gieng ihm auch das Licht besserer Tage wieder auf. Der Inhaber der Fabrik stellte ihn als Buchhalter in seinem Geschäft mit einem ansehnlichen Jahrgeld an, und so konnte er nicht bloß mit den Seinigen ohne Sorgen leben, sondern auch noch an die alten Pflegeeltern von Zeit zu Zeit etwas abtragen. Nach einigen Jahren kam es sogar so weit, daß der Fabrikhaber, der seine vielfachen Kenntnisse und Erfahrungen in der Tuchmanufaktur zu schätzen wußte, ihn zum Theilhaber des Geschäfts annahm, das in den letzten Jahren ziemlich verfallen war, aber, sobald Herr Nelson eintrat, in

neuen Schwung gerieth. Er war in kurzer Zeit wieder ein wohlhabender Mann, ob er sich gleich nie mehr zu seinem vorigen Reichthum erheben konnte. Er trachtete auch nicht darnach, denn er hatte nun höhere, unvergängliche Schätze kennen gelernt, und wußte, daß es außer dem Reichsein auch noch ein Glück gibt, nämlich das Seligsein, das die Kinder Gottes schon in dieser Welt erfahren dürfen.

Von Alfred habe ich nichts mehr gehört. Auch meine Nachrichten über die Geschichte der andern Familienglieder reichen nur bis hieher. Aber es kann ja nicht fehlen: Wer treu an dem Herrn, unserem Gott hält, und ihn über alles lieb hat, der kann seinem Glück kein Ende absehen.



Im Verlag von J. S. Steinkopf in Stuttgart sind ferner erschienen:

Barth, Dr. C. G., Erzählungen für Christenkinder.

Tres amigos. — Venoni. — Bild in Teinach. —  
Buchmann. — C-Bund. — Cuff. — Felsenkind. — Der  
Fensterladen. — Flucht des Camisarden. — Gotthilf  
und Erdmann. — Der arme Heinrich. — Kleeblatt. —  
Ludger. — Mic und Nick. — Pergament. — Platter.  
— Schloß im See. — Schmidgalls Jugendjahre. —  
Setma. — Waldmeisterlein. — Weihnachtsmorgen.

Jedes Bändchen 50 Pf.

— Die Altväter. — Die Erzväter. — Die Raben-  
feder. — Die Reihersfeder. — Die Seefeder. — Die  
Uhrfeder. — Urväter.

Jedes Bändchen 40 Pf.

## Beispiele des Guten in Erzählungen und Lebensbildern

### Band II:

1. Barth, Dr. C. G., Für Jung und Alt. Erzählungen.
2. v. Schubert, Dr. G. H., Erzählungen aus dem Morgenlande.
3. Barth, Dr. C. G., Kurze Erzählungen.
4. Osterlag, Dr. A., Saat und Ernte. Erzählungen aus der Bibel-  
verbreitung.
5. Barth, Dr. C. G., Seebilder. Nach dem Englischen.
6. Benno, Zimmergrün. Erzählungen.
7. Merz, Dr. H., Zwei edle Frauen. (Königin Katharina von  
Württemberg. Wilhelmine Meynier.)
8. v. Schubert, Dr. G. H., Der Meeresstrom.
9. Stöber, K., Am Feierabend. Erzählungen.
10. Stretton, Hesba, Das Kreuz des Michael Lorio.

Jedes Heft in farbigem Umschlag 20 Pf.

Je zehn Hefte bilden einen Band hübsch gebunden 2 M.

Die (neuen) Beispiele des Guten haben sich in der kurzen  
Zeit ihres Erscheinens schon in ganz Deutschland eingebürgert und  
werden von Sonntagsschulen und Vereinen mit Vorliebe als  
Festgaben, Schulprämien u. s. w. vertheilt. Wie jedes einzelne  
Bändchen eine (oder mehrere) schöne, gehaltvolle, auf christlichem Grunde  
ruhende Erzählung gibt, so ist die Bandoausgabe ein Geschichtenbuch  
von hervorragendem Werth, wie das die Namen der Verfasser verbürgen.

 Jedes Jahr zehn neue Hefte. 

# Die G-Feder.

Eine Erzählung für Christenkinde

Vom

Verfasser der ‚Rabenfeder.‘  
(Dr. C. G. Barth.)

Dritte Auflage.

Stuttgart, 1871.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.



ZS A11 R1

UB BIELEFELD

4.17

990/4475919+01



K

KLZ

99

ZS A11

R1